

Nicolas Martin

aus Deutschland



Stipendien–Aufenthalt in Kolumbien

vom 10. November 2014 bis 18. Dezember 2014

Auf der Spur von Kohle und Gold

Soziale, ökologische und wirtschaftliche Folgen des Rohstoffbooms in Kolumbien

von Nicolas Martin

Kolumbien, vom 10. November 2014 bis 18. Dezember 2014



Inhalt

1. Zur Person	358
2. Kolumbien – Land im Aufbruch?	358
2.1 Frieden in Sicht?	359
2.2 Bienvenidos Bogotá	361
2.3 Der Ball kommt ins Rollen	362
3 Kolumbien und die Kohle	363
3.1 Der erste Umweltminister Kolumbiens	365
3.3 Ein entführter General	367
3.4 Venezolanisches Benzin und Vallenato	367
3.5 Im Minengebiet	369
3.6 Von Minen umgraben	371
3.7 Die Kohleindustrie und die Paras	372
3.8 Zeugenaussagen unter der Lupe von Pax	375
3.9 Die Opfer – Sifredy – Santa Fe	376
3.10 Margoth – El Prado	377
3.11 Pompilio – Mechoacán	378
3.12 Horacio – der Gewerkschafter	379
3.13 „Euer Luxus kostet Leben“	380
3.14 Die Unternehmen – ohne Reaktion	382

4. Kolumbien und das Gold	383
4.1 Fahrt ins Niemandsland	384
4.2 Die Stadt der Goldgräber	384
4.3 Zweihundert Meter unter Tage	386
4.4 Tagelöhner und Quecksilber	388
4.5 Der Schatz von Cajamarca	389
4.6 La Colosa	391
4.7 Der Geologe	393
4.8 Das grüne Gold von Neiva	394
5. Gute Mine, böses Spiel	397

1. Zur Person

Der kolumbianische Schriftsteller Alejo Carpentier bringt es für mich auf den Punkt. Lateinamerika, das sei die „Einbettung des Wunderbaren in den Alltag“. Genau dieses magisch Wunderbare, in all seinen Facetten, hat mir von meinem ersten Besuch an eine Faszination für diesen Kontinent eingehaucht. Seien es die harten Gegensätze zwischen Arm und Reich, die Koexistenz hochmoderner Hauptstädte und isolierter indigener Gemeinschaften, der strenge Katholizismus neben dem noch immer praktizierten Geisterglauben oder die unglaublich abwechslungsreichen Landschaften neben einer äußerst blutrünstigen Geschichte – die Begeisterung für Lateinamerika und seine magisch wunderbaren Momente und Menschen besteht bei mir bis heute.

Als Sohn eines Schweizers und einer Deutschen bin ich in Liestal bei Basel geboren. Früh ging es dann nach Köln. Hier bin ich zur Schule gegangen und nach dem Zivildienst zum ersten Mal nach Lateinamerika aufgebrochen. Mit viel Laufgeld als Kellner verdiente ich mir meine erste Reise: Sechs Monate Zentralamerika und Kuba. Gebracht hat es mir eine großartige Zeit und einen Studienwunsch: Regionalwissenschaften Lateinamerika. Ja, so etwas gibt es, und ganz zufällig musste man dabei viel Reisen: Mexiko, USA, Venezuela und Kolumbien standen während meiner sechs Jahre Studium auf der „wissenschaftlichen“ Agenda. Nach einigen Radio- und Filmprojekten war für mich relativ schnell klar: Ich will Journalist werden.

Ein Volontariat bei der Deutschen Welle hat mir glücklicherweise dann den weiteren Weg geebnet. Heute schreibe, moderiere und filme ich und trainiere Journalisten – das alles als Freiberufler, hauptsächlich bei meinem Ausbilder, der Deutschen Welle, und hauptsächlich zu wirtschafts- und wirtschaftspolitischen Themen. Mein Job hat es mir seitdem mehrmals ermöglicht, weitere magische Momente in Lateinamerika zu erleben.

2. Kolumbien – Land im Aufbruch?

Auch wenn die Gewaltexzesse von Pablo Escobar und der Guerilla-Organisation FARC schon länger zurückliegen – im deutschen Kolumbienbild spielen Drogenbarone und schwer bewaffnete Guerilleros immer noch eine große Rolle. Jenseits der Klischees hat sich das Land allerdings zu einer wichtigen Wirtschaftsnation in Lateinamerika gewandelt. Strategisch günstig zwischen Panama und Ecuador gelegen – mit einer Küste an Karibik und Pazifik – prophezeien Ökonomen dem Land schon eine Weile eine steile Karriere. Die Zahlen unterstreichen das: 2012 stiegen die Direktin-

vestitionen aus dem Ausland um 16 Prozent. Kolumbiens Wachstumsrate liegt laut Statistiken des Internationalen Währungsfonds in den letzten Jahren konstant bei über vier Prozent. Auch die Finanz- und Wirtschaftskrise hat dem keinen Abbruch getan. Kein Land in Lateinamerika verzeichnet stabilere Wachstumsraten.

Auch mein persönlicher Eindruck bestätigt dies: 2006 habe ich während eines Filmprojekts in Venezuela zum ersten Mal die kolumbianische Grenze überquert. Etliche Militärcheckpoints und diverse sogenannte rote Zonen, in denen noch immer Guerilla und Paramilitärs das Sagen hatten, zogen sich entlang der Küste und wiesen auf die unsichere Lage hin, halb verfallene Städte und eine marode Infrastruktur auf die wirtschaftliche Misere des Landes. Bei einer Reise sechs Jahre später hatte sich dieses Bild bereits stark verändert. Die Karibikküste ist heute die große Touristenattraktion des Landes: Kreuzfahrtschiffe halten im Akkord im Hafen von Cartagena, Backpacker besiedeln weite Teile der Küste und auch kolumbianische Touristen setzen sich in Medellín und Bogotá ins Flugzeug, um diesen Teil ihres Landes zu erkunden. Denn heute gilt die Karibikküste als ausgesprochen sicher. Die Infrastruktur ist dadurch deutlich besser geworden und die Touristen spülen Geld ins Land. Dennoch zählt Kolumbien laut den Vereinten Nationen mit seinen mittlerweile knapp 41 Millionen Einwohnern auch heute noch zu den Ländern mit der stärksten Ungleichverteilung weltweit. Die ungerechte Verteilung von Einkommen, der ungleiche Zugang zu Bildung und zum Gesundheitssystem sind nach wie vor die entscheidenden Faktoren für Kolumbiens große soziale Probleme.

2.1 Frieden in Sicht?

Ein wichtiger Grund für den wirtschaftlichen Aufschwung ist der fortschreitende Friedensprozess zwischen der Regierung und den unterschiedlichen militarisierten Gruppen des Landes. Seit Oktober 2012 verhandeln der nun wiedergewählte (2014) kolumbianische Präsident Juan Manuel Santos und die Guerilla-Gruppe FARC unter norwegischer und kubanischer Vermittlung über ein Friedensabkommen. Schon im Februar 2012 hatte die FARC angekündigt, auf Geiselnahmen zur Geldbeschaffung zu verzichten. Laut Schätzungen verfügt die größte aktive Guerillaorganisation noch immer über 8.000 Kämpfer und beträchtliche Einkünfte aus dem Drogenhandel. Die Friedensverhandlungen laufen bis heute und trotz einiger Rückschläge sind viele Politiker sicher, die Gespräche innerhalb eines Jahres zu beenden. Die größten Knackpunkte sind das Strafmaß der Guerilla-Mitglieder und deren politische Eingliederung in die kolumbianische Gesellschaft.

Doch der sich anbahnende Frieden hat seinen Preis: Santos Vorgänger Álvaro Uribe ging während seiner zwei Amtszeiten mit harter Hand gegen die Guerilla vor, bei gleichzeitiger Gesprächsbereitschaft gegenüber denjenigen, die für einen Waffenstillstand und Entmilitarisierung eintraten. Die Militärausgaben des Landes schnellten unter seiner Amtszeit (2002 bis 2010) von 2,6 Milliarden Dollar auf 9 Milliarden hoch. Seine Politik der „demokratischen Sicherheit“ schwächte die Guerilla. Auch die im Laufe der Jahre massiv erstarkten Paramilitärs sind offiziell demobilisiert. Das „Gesetz für Gerechtigkeit und Frieden“ ermöglichte allen aussagewilligen Paramilitärs eine Strafmilderung. Bis heute versucht die Justiz, aus den tausenden Aussagen ehemaliger bewaffneter Kämpfer ein Bild über die Verstrickungen von Wirtschaft, Politik und Paramilitärs zu rekonstruieren. Zahlreiche Zeugenaussagen belasten Politiker und internationale Unternehmen schwer – so ist beispielsweise der Bananen-Konzern Chiquita im Jahr 2007 wegen Schutzgeldzahlungen an Paramilitärs vor einem US-Gericht zu Geldstrafen verurteilt worden.

Der Fortschritt hat auch seine Grenzen: Nach Presseberichten sind die ehemaligen Paramilitärs in neuen kriminellen Banden aufgegangen. Die Schätzungen variieren zwischen vier und elf tausend Mitgliedern. Hunderte Morde, Vertreibungen und Erpressungen gehen weiterhin auf das Konto dieser Gruppen. Außerdem kommt es nach wie vor zu heftigen Gefechten zwischen Guerilla und Regierungstruppen, und auch der Staat selbst schreckt nicht vor zweifelhaften Allianzen zurück, solange er den Kolumbianern diese als einen Sieg der Sicherheit verkaufen kann.

Mit der Politik Uribes ist das Land zwar sicherer geworden, doch auf Kosten der Rechtsstaatlichkeit. Nach Angaben der US-Denkfabrik Freedom House sind politische und bürgerliche Rechte in Kolumbien nur teilweise gewährleistet. Vor allem in den ländlichen Gebieten kommt es noch immer zu schweren Verstößen gegen die Menschenrechte. Diese Grenzüberschreitungen finden vor allem dort statt, wo sich die unterschiedlichen Akteure Profite versprechen. Neben dem Kokainanbau und Verkauf ist seit einigen Jahren auch der boomende, legale und illegale Bergbausektor einer dieser Schauplätze.

Kolumbien verfügt zwar über ein produzierendes Gewerbe, ein wichtiger Grundpfeiler des Wachstums sind aber der Abbau von Kohle, Gold, Platin und die Förderung von Erdöl. So ist alleine die Wertschöpfung im Bergbau in den letzten Jahren konstant um fast 15 Prozent jährlich gewachsen. Heute macht der Sektor knapp acht Prozent des Bruttoinlandsproduktes aus. Die Regierung von Präsident Santos hat den Bergbau zu einer der Wachstumslokomotiven des Landes ernannt. Kohle gehört dabei zum wichtigsten Exportgut. So haben im Jahr 2013 rund 80 Millionen Tonnen das Land verlassen.

Mit dem Wirtschaftsmotor Bergbau soll das bürgerkriegsgeschundene Land zur regionalen Wirtschaftsmacht Lateinamerikas wachsen.

2.2 Bienvenidos Bogotá

Es schüttet in Kolumbiens Hauptstadt, als mich das Taxi vom Flughafen in die Innenstadt bringt. Die Straßen sind um acht Uhr abends prall gefüllt. Nur stockend kommen wir voran. Den Taxifahrer lässt das kalt – er ist es gewohnt: „Wenn es regnet, gibt es noch mehr Stau als sowieso schon.“ Die Autofahrer kämen mit dem Regen einfach nicht zurecht. „Zu viele tiefe Schlaglöcher, die voll mit Wasser sind und die meisten hier können einfach nicht Auto fahren“, erzählt er und schickt über das Handy eine Sprachmitteilung an seine Frau: „Liebling, komme gleich.“ Ich muss grinsen – die Definition von „gleich“ ist in Lateinamerika endlos lange dehnbar und in diesem Fall wahrscheinlich weniger als Ankündigung, denn als Liebesgruß gedacht.

Bogotá, das ist die Metropole Kolumbiens. Die Stadt ist in den letzten Jahrzehnten förmlich explodiert – jeder achte Kolumbianer sucht hier nach dem Wohlstand, den er oder sie auf dem Land nicht finden kann. In den 30er-Jahren lebten hier 300.000 Menschen. Durch die Folgen der „Violencia“, also des kolumbianischen Bürgerkrieges zwischen der liberalen und demokratischen Partei zum Ende der 1950er, strömten die Menschen in Scharen vom Land in die Städte. Eine Entwicklung, die bis heute anhält: Kolumbien ist nach Syrien das Land mit den meisten Binnenflüchtlingen weltweit. Fast sechs Millionen Menschen wurden durch Gewalt von ihren Ländern vertrieben und so kommen noch immer täglich Tausende in die großen Städte des Landes – vor allem in die Hauptstadt. Auch die Verwaltungsinstitutionen des Staates haben ihren Sitz in Bogotá und die meisten großen Unternehmen kommen ohne eine Niederlassung in der Hauptstadt nicht aus.

Und so ist die Stadt ein Dauerchaos. Menschen verbringen täglich Stunden im Stau. Um dem Problem Herr zu werden, hat die Stadtverwaltung vor vielen Jahren das sogenannte „Pico y Placa“ eingeführt. Demnach dürfen an bestimmten Stunden nur Autos mit geraden oder ungeraden Nummernschildkombinationen auf die Straße. Gebracht hat es wenig – das Verkehrsaufkommen ist deutlich gestiegen: „Jeder, der täglich sein Auto benötigt, der investiert eben in einen Zweitwagen“, sagt der Taxifahrer, der sich weiter die Blöcke in Richtung Zentrum hochkämpft. Kolumbiens Hauptstadt ist wie ein Schachbrett aufgebaut mit sogenannten „Cuadras“, also Blöcken und „Avenidas“, Alleen. Eine Zahlenkombination aus beidem ergibt die Adresse. Dazu kommen dann die jeweilige Hausnummer und gegebenenfalls noch eine Appartementnummer. Fünfte Allee mit 57. Straße, Hausnummer 54, im

Appartement 806 beispielsweise. Nicht selten kann ein kleiner Zahlendreher zu einem großen Problem werden, verbunden mit einer Extrarunde durch Bogotá. Im Norden der Stadt ragen schillernde Hochhäuser in die Luft. Hier lebt die reiche Oberschicht. Je weiter südlich, desto kleiner wird der Geldbeutel und desto einfacher auch die Häuser. Im Zentrum wiederum teilen sich Mittel- und Unterschicht die Viertel untereinander auf. Die sich östlich von Bogotá erstreckende Bergkette mit einer Höhe von 3.150 Metern ist ein guter Orientierungspunkt. Der grün bewaldete Cerro de Monserrate ist so etwas wie die grüne Lunge der Stadt und Naherholungsgebiet für Menschen aus dem Norden und aus dem Süden der Stadt.

Circa eine Stunde nach Abfahrt vom Flughafen erreicht das Taxi meine Wohnung im Viertel mit dem Namen Chapinero. Es regnet noch immer in Strömen. Der Taxifahrer macht sich erst gar nicht die Mühe auszusteigen und den Kofferraum zu öffnen. Er winkt mir lächelnd zu und braust zurück in das Verkehrschaos von Bogotá. Der kurze Fußweg vom Taxi bis zum Eingang meiner Wohnung reicht aus und meine Klamotten sind nass. Dieses klamme Gefühl feuchter Kleidung wird mich in den nächsten Tagen noch häufiger heimsuchen.

2.3 Der Ball kommt ins Rollen

Eine für mich mittlerweile zum Prinzip gewordene Regel in Lateinamerika ist: Viele E-Mails und Anrufe vorab können den persönlichen Kontakt vor Ort nicht ersetzen. Meine Recherche zum Bergbau hatte ich deshalb im Vorfeld bewusst nur auf mögliche Themen begrenzt. In Bogotá wollte ich nun die richtigen Ansprechpartner finden, denn eines war mir bewusst: Gerade in den Bergbaugebieten ist höchste Vorsicht geboten. Besichtigungen oder Interviews in entlegenen Gemeinden sind nur mit einem ortskundigen Fahrer und mit direkten Kontakten vor Ort möglich.

Als eine wahre Kontakt-Goldgrube erwies sich ein Journalist der Online-Plattform „La Silla Vacía“. Ein aktuelles Online-Special zum Thema Bergbau auf ihrer Seite hatte meine Aufmerksamkeit geweckt – der Autor hieß Andrés Bermúdez. Auf meine Anfrage antwortete er sofort: Ich solle bei ihnen im Büro vorbeikommen – alles Weitere lieber mündlich. „La Silla Vacía“ bedeutet der Leere Stuhl und spielt auf Momente in der kolumbianischen Geschichte an, bei denen ein Verhandlungsstuhl leer blieb. Zu wenig Kooperation und Kommunikation zwischen den Streithähnen des Konflikts ist ein wesentlicher Grund für den andauernden Bürgerkrieg des Landes. Das unabhängige Nachrichtenportal hat sich auf die Fahnen geschrieben, die Machtverhältnisse in Kolumbien journalistisch zu hinterfragen und so

eventuell dem normalen Kolumbianer einen Stuhl am Verhandlungstisch bereitzustellen.

Andrés begrüßt mich mit einem kräftigen Händedruck. Die Redaktion sitzt im unteren Stockwerk eines zweigeschossigen Gebäudes in einem Mittelklasse-Viertel Bogotás. Die Wände sind voll mit Notizen und einigen Preisen, die das Team für seine Arbeit bereits bekommen hat. Vier Journalisten sitzen konzentriert vor ihren Rechnern. Andrés ist knapp über 30 und hat einen Dreitagebart. Seit etwas mehr als zwei Jahren arbeitet er zum Thema Bergbau. „Erst mit Beginn der Regierung von Juan Manuel Santos vor vier Jahren ist das Thema wirklich auch auf die mediale Agenda gekommen“, sagt er.

Der Bergbau, erzählt Andrés, habe mittlerweile so viel Öffentlichkeit erzeugt, dass die Regierung es lieber wieder etwas kleiner fahren möchte. Die öffentlichen Einrichtungen steckten immer noch in den Kinderschuhen. „Es sind zwar viele Institutionen rund um den Bergbau entstanden, trotzdem ist die Informationslage immer noch sehr dünn, gerade die Überwachungsorgane des Staates sind sehr jung.“ Dennoch stellten sich immer mehr Gemeinden, die mit neuen Bergbauprojekten konfrontiert seien, gegen die Bauherren der Vorhaben.

Tatsächlich ist das Thema in Kolumbiens Medien sehr präsent. Die großen Tageszeitungen wie „El Tiempo“, „El Espectador“, „El Mundo“ schreiben regelmäßig dazu und auch die Wochenzeitung „Semana“ hatte das Thema bereits öfters auf der Titelseite. Auf der einen Seite sei es gut, dass mehr darüber berichtet würde, sagt Andrés. „Auf der anderen Seite wird das Thema in Kolumbien sehr polemisch diskutiert und häufig fehlten einfach die Fakten.“

Etwas mehr als eine Stunde Zeit hat sich Andrés für mich genommen. Im Gepäck habe ich eine Liste von wichtigen Akteuren im Bergbausektor und etliche Ansprechpartner in Gemeinden in ganz Kolumbien. Auch von unterwegs versorgte mich Andrés auf Anfrage mit Informationen. Häufig genügte eine kurze E-Mail mit einer Personen-Anfrage und kurz darauf schickte mir Andrés die Handynummer. Und Telefonnummern sind in Kolumbien die goldene Währung – denn nach einer E-Mail wartet man häufig Monate auf eine Antwort.

3. Kolumbien und die Kohle

Eines der Themen, das ich mir bereits vor der Abreise ausgesucht hatte, sind die Verstrickungen internationaler Rohstoffkonzerne in Menschenrechtsverbrechen in der Kohleregion Cesar. Ein Bericht der Menschen-

rechtsorganisation Pax von September 2014 wirft den Unternehmen vor, jahrelang von den barbarischen Methoden paramilitärischer Einheiten im Nordosten Kolumbiens profitiert zu haben. Die Studie „El lado oscuro del carbón“ („Die dunkle Seite der Kohle“) kommt auf insgesamt 60.000 Vertriebene, fast 2.600 gezielte Morde und mehrere Massaker, in denen weitere 500 Menschen starben. Alle im Zusammenhang mit dem Bergbau in der Provinz Cesar. Die Dunkelziffer läge weit über dieser Zahl, denn noch immer hätten viele Opfer der Gewalt Angst, ihre Peiniger von damals anzuklagen.

Der Cesar ist für insgesamt die Hälfte der kolumbianischen Kohleproduktion verantwortlich – laut Recherchen der kolumbianischen Nationalbank wurden 2013 hier rund 43 Millionen Tonnen Kohle abgebaut und in die Welt verschifft. Deutschland ist einer der größten Importeure von kolumbianischer Steinkohle, nach Angaben der Organisation Power-Shift in Berlin sogar der wichtigste Importpartner für die großen deutschen Energiekonzerne RWE, EON, Vattenfall und EnBW. Von welchen Konzernen die deutschen Energieversorger ihre Kohle beziehen, bleibt im Geheimen. Aus Wettbewerbsgründen müssen die Bezugsquellen nicht offengelegt werden. Dennoch muss die Importmenge enorm sein – immerhin kommt die Verbrennung von Steinkohle für 20 Prozent des deutschen Stromverbrauchs auf. Rechnet man die Importzahlen aus Kolumbien runter, so werden mindestens fünf von 100 Haushalten mit Strom aus kolumbianischer Kohle geheizt.

Von der Studienautorin Marianne Moore hatte ich via Mail bereits den Kontakt zu einem ihrer Mitarbeiter in Bogotá. Rodrigo Rojas schreibt in seinem Blog zu politischen Themen und arbeitet hauptberuflich bei Pax. Wir treffen uns am frühen Abend in der kolumbianischen Kaffeekette „Juan Valdés“. Rodrigo hat einen roten, mittellangen Rauschebart, ist geschätzt über 50 und er hat nur kurz Zeit. Nachdem er mich über mein Vorhaben ausgefragt hat, gibt er mir zwei Telefonnummern in Valledupar – der Provinzhauptstadt des Cesars. Bei den Kontakten handelt es sich um einen Fahrer und einen Anwalt, beide haben in der Vergangenheit schön häufiger für Pax gearbeitet. Man könne ihnen vertrauen, sagt Rodrigo und schaut mir dabei auffällig lang in die Augen. Er müsse weiter, sagt er dann freundlich und gibt mir noch auf den Weg, dass ich ein wenig aufpassen solle, mit wem ich mich im Cesar unterhalte. Es gäbe auch weiterhin viele ehemalige Paramilitärs, die nicht besonders an der Presse interessiert seien. „Ein internationaler Journalist läuft zwar keine Gefahr, etwas Wachsamkeit kann aber nicht schaden“, sagt er in einem fast schon väterlich, liebevollen Ton. Wir schlendern noch gemeinsam einige Meter durch den Abend von Bogotá, bevor Rodrigo in eine Seitenstraße abbiegt. Heute regnet es ausnahmsweise nicht in Bogotá.

3.1 Der erste Umweltminister Kolumbiens

Manuel Rodríguez Becerra hat Einfluss auf die öffentliche Meinung. Der Wissenschaftler und ehemalige Politiker unterrichtet heute als Professor an der Elite-Universität „Los Andes“ und arbeitet als Kolumnist für mehrere Zeitungen des Landes. Von 1993 an war Becerra der erste Umweltminister Kolumbiens.

Herr Becerra, wie beurteilen Sie die Auswirkungen des Bergbaus auf die Umwelt in Kolumbien?

Becerra: Der Bergbau hinterlässt einen großen ökologischen Fußabdruck. Klar, da werden riesige Löcher gegraben und häufig auf diese Weise auch viel Grundwasser geopfert. Uns sorgt aber vielmehr, dass hier oft deutlich mehr Schaden verursacht wird, als eigentlich nötig ist. Die schlechte Führung der Minen führt zu großen Verlusten unserer Wasserquellen und zerstört unsere Biodiversität.

Ich fahre in wenigen Tagen in den Cesar. Hier möchte ich mir die Kohleminen anschauen – wie beurteilen Sie die Auswirkungen des Bergbaus dort?

Die Luftverschmutzung im Cesar mit Kohlepartikeln ist ein großes Problem. Häufig haben die Konzerne dort schon die vorgegebenen Normen überschritten und auch das Umweltministerium hat interveniert. Aber man muss sehen, auch wenn die Normen nicht überschritten werden, hat der Kohlebergbau Auswirkungen auf die Arbeiter in der Mine und auf die Anwohner. Man hat das bereits in den USA nachgewiesen, aber in Kolumbien sträubt sich das Gesundheitsministerium bis heute, eine solche Studie zu verfassen. Seit 30 Jahren fördert Kolumbien Kohle, und wir sind nicht in der Lage epidemiologische Analysen dafür zu liefern. Das ist eine Schande.

Die Menschen dort haben also keine Chance, die gesundheitlichen Auswirkungen auch zu beweisen?

Nein! Das sind sehr aufwendige Studien. Das ist wirklich sehr ungerecht der lokalen Bevölkerung gegenüber. Obendrein bringt der Bergbau auch kaum andere Vorteile für die Menschen vor Ort. Die Gewinne aus Lizenzgebühren wurden in der Vergangenheit häufig veruntreut und dann bietet der Bergbau auch nicht ausreichend Jobs, sodass alle Menschen in der Region versorgt sind.

Der Ressourcen-Fluch gilt also auch für Kolumbien?

Aus der Perspektive der Gemeinden ist die Antwort eindeutig ja! Aus der nationalen Perspektive hat der Staat viel Geld über die Schürflizenzen und

Steuern einnehmen können, die er dann auch wieder in soziale Programme gesteckt hat. Aber auch hier ist die Frage, ob das System so nachhaltig ist. Es existieren schwere Vorwürfe gegenüber den Unternehmen, dass sie mit Hilfe von Steueroasen ihre Gewinne kleinrechnen, um Abgaben zu sparen. Und deshalb wird auch laut über neue Steuer-Modelle nachgedacht.

Sie waren auch eine Zeit lang Umweltminister. Wie stark ist der Einfluss der Behörden auf die Wirtschaft?

Das Umweltministerium war schon immer sehr schwach. Es kann die großen Bergbaukonzerne nicht richtig überprüfen. Beispielsweise bei der Vergabe von Lizenzen und beim dauerhaften Monitoring – das ist ein großes Problem.

Führt Bergbau in Kolumbien zwangsläufig zu mehr Gewalt in Kolumbien?

Der illegale Bergbau generiert sehr viel Gewalt, denn dahinter stecken die bewaffneten Gruppen. Also die Paramilitärs, die sich heute „Bacrim“ nennen und die Guerilla. Oft bilden die wiederum Allianzen mit regionalen Politikern. Der illegale Bergbau ist zu einer wirklich profitablen Einkommensquelle für diese Gruppen geworden und so gibt es natürlich auch Verteilungskämpfe zwischen ihnen – wie auch schon beim Anbau von Koka. Aber auch der legale großflächige Bergbau führt zu Gewalt. Denn wer kümmert sich um die Sicherheit dieser Konzerne? In Kolumbien ist es das staatliche Militär! Warum kümmert sich unser Militär nur um die großen Unternehmen und nicht um die mittleren und kleinen? Das führt dazu, dass sich diese dann unter den Schutz von bewaffneten Gruppen stellen und schon sind wir wieder in einer Gewaltspirale.

Was muss denn geschehen, dass sich die Situation im Bergbau verbessert?

Es gibt ja schon klare Normen in Kolumbien. Vor drei Jahren war ich auf einem Kongress in Cartagena. Dort waren die großen Bergbauunternehmen, das Umweltministerium und das Minenministerium anwesend. Sie haben einen Pakt für verantwortungsvollen Bergbau unterzeichnet. Alle haben geklatscht – aber viele Unternehmen verstecken sich hinter solchen Botschaften. Mein Verständnis von einem verantwortungsvollen Unternehmer ist, dass er sogar noch über die Normen hinausgeht. Doch die meisten dieser Konzerne haben es nicht mal geschafft, überhaupt mit den gängigen Gesetzen konform zu sein. Das geht einfach nicht mehr!

3.3 Ein entführter General

Nur einen Tag vor meinem Abflug nach Valledupar flimmern die Eilmeldungen auf allen kolumbianischen Kanälen auf. Der größte kolumbianische Nachrichtensender „Caracol“ berichtet in Extrasendungen über die Entführung eines Generals der kolumbianischen Armee in der Pazifikregion. Der General sei unbewaffnet in Begleitung von nur zwei Personen auf einem Schiff in der Nähe von Quibdo verschwunden. Der Präsident tritt vor die Kameras und macht den Entführern schwere Vorwürfe: „Solange die Guerilla den General nicht freilässt, liegen die Friedensgespräche in Havanna auf Eis.“

Präsident Santos, den die Bürger gerade wegen seines Friedensversprechens als Präsidenten wiedergewählt haben, muss Stärke zeigen. Denn der General Rubén Darío Alzate Mora ist der ranghöchste Armeeingehörige, der jemals von der Guerilla entführt wurde. Die mehrminütige Rede von Präsident Santos wird auf allen Kanälen ausgestrahlt. Die Bilder zeigen außerdem ein massives Militäraufgebot, das in die Pazifikregion entsendet wird: Hubschrauber, Schwebewaffnete, Hunde – das ganze Programm.

Während der Bildschirm flackert, ereifern sich die Sender bereits über die möglichen Hintergründe der Entführung. Ein Korrespondent meint, es könnten Einheiten der Guerilla sein, die sich gegen den Friedensprozess in Havanna stellen. Ein anderer mutmaßt, dass rechte Flügel des Militärs dahinter stecken, um den Friedensprozess zu torpedieren, und wiederum andere sehen den ehemaligen Präsidenten Álvaro Uribe – Santos härtesten Widersacher – als Drahtzieher. Er wolle damit zeigen, dass Santos Weg der Friedensverhandlungen keinen Sinn ergebe.

Kolumbien, ein Land voller Verschwörungstheorien, denke ich. Unruhe kommt in mir auf. Welche Auswirkungen wird dieses Ereignis auf das Land haben, das ich gerade erkunden möchte? Und welchen Einfluss hat diese Demonstration von Macht der Guerilla auf die ehemaligen Paramilitärs? Die Entführung von General Alzate zeigt, wie brüchig der Frieden in Kolumbien noch immer ist.

3.4 Venezolanisches Benzin und Vallenato

Während es in Bogotá einmal mehr nieselte, prasselt in der Provinzhauptstadt des Cesars die Sonne auf mich ein, als ich aus dem Flugzeug steige. Es ist Mittagszeit und das Thermometer zeigt 37 Grad an. Der kleine Flughafen umfasst nicht mehr als eine Landepiste und ein kleines Häuschen zur Gepäckaufgabe und –abholung. Vor dem Flughafen erwartet mich bereits

Eiber, der am kommenden Tag mein Fahrer zu den Minen im Süden des Cesars sein wird. Dafür will er erst mal das Auto betanken und fährt nach La Paz. Der kleine Ort südlich von Valledupar lebt vom Benzin. Die einzige offizielle Tankstelle wirkt verlassen. Dafür ist die Hauptstraße gesäumt von mobilen Verkäufern, die von Ein-Literflaschen bis zu mehreren Gallonen-Kanistern alles im Angebot haben. Es stinkt scharf nach Benzin und viele der mobilen Tankwarte schützen sich mit Tüchern vor dem Mund. Ich will ein Video machen, doch Eiber hält mich davon ab: „Jeder weiß zwar, dass es hier geschmuggeltes Benzin gibt, doch die Leute haben dennoch Angst“, sagt er und biegt in eine kleine Seitenstraße ein. Der Tankwart seines Vertrauens schleppt mehrere große Kanister aus der Garage eines Hauses, bockt das kleine Taxi auf und klemmt den ersten Behälter in eine Apparatur, von der das Benzin durch einen Schlauch in den Tank nach unten fließen kann. „Das Benzin kommt aus Venezuela“, sagt Eiber. Kolumbianisches Benzin sei so teuer, deshalb würden alle Menschen zum Tanken nach La Paz kommen. Die Gewinnspanne des geschmuggelten Benzins muss beachtlich sein, denn in Venezuela ist Sprit billiger als Wasser. In Kolumbien hingegen kostet der illegale Sprit umgerechnet knapp drei Euro für eine Gallone (circa vier Liter). An den offiziellen Tankstellen liegt der Preis bei ungefähr vier Euro für die gleiche Menge. Ein Euro Unterschied für den Endkunden und ein beachtlicher Gewinn für die Benzinmafia.

Auf dem Weg nach Valledupar sind die weiß bedeckten Gletscher der Sierra Nevada deutlich sichtbar. Das klare Wetter sorgt für einen freien Blick auf die bis zu 5.000 Meter hohen Berge, die auf der anderen Seite bis an die karibische Küste verlaufen. Im Osten wiederum erhebt sich die Sierra de Perijá – eine natürliche Grenze zu Venezuela. Diese riesige Bergkette flacht erst einige hundert Kilometer weiter nördlich ab. Im Tal dieses Trichters liegt die Provinz Cesar. Und umrahmt von Bergen wiederum die Hauptstadt Valledupar. Doch der natürliche Reichtum ist auch der Feind der rund 1,2 Millionen Einwohner des Cesars. Denn seit vielen Jahrzehnten ist die Region ein Schmugglerparadies. Die ersten Marihuanaplantagen in den Bergen haben viele Menschen in den 1960er und 1970er Jahren reich gemacht, doch gleichzeitig auch die Begehrlichkeiten der Guerilla geweckt. Die Großgrundbesitzer haben dagegen ihre eigenen Privatheere zur Verteidigung ihres Grund und Bodens aufgestellt. Aus einigen dieser Privatheere sind die Paramilitärs (kurz Paras) entstanden. In der Folge kam es zu Landkonflikten zwischen einflussreichen Großgrundbesitzern und der ländlichen Bevölkerung, zwischen Paras und Guerilla. Noch immer halten sich Einheiten der linksgerichteten FARC in den Bergen der Sierra de Perijá verschanzt und noch immer ist die Region mit kriminellen Banden durchsetzt, die in die Fußstapfen der rechten Paramilitärs getreten sind.

Valledupar ist tagsüber eine freundliche Stadt. Aus allen erdenklichen Kanälen dröhnt Vallenato, eine Musikrichtung, die hier geboren und mittlerweile in der ganzen Welt bekannt ist. Einmal im Jahr findet hier auch das große Festival des Vallenato statt, das Valledupar für wenige Tage in eine musikalische Metropole verwandelt. Auch aus den Autoboxen von Eiber erklingt das für Vallenato so typische Akkordeon. Wir fahren vorbei am Río Guatapurí, einem glasklaren Fluss, der von den Gletschern der Sierra Nevada stammt und sich durch den Norden der Stadt schlängelt. Am grün bewaldeten Flussufer liegen Menschen und sonnen sich. Kaum zu glauben, dass die Einwohner von Valledupar bereits solche Grausamkeiten erleben mussten. Denn nur wenige Kilometer vom Fluss entfernt liegt La Mesa. Ein Operationszentrum einer paramilitärischen Einheit, die bis zur Demobilisierung 2006 die Stadt mit grausamen Morden in Angst und Schrecken versetzte. Und auch heute kommt es noch zu brutalen Auftragsmorden: Im März 2011 wurde eine Sprecherin der Vertriebenen in ihrem Wohnzimmer ermordet, während sie gerade fernsah. Noch immer seien die Mordraten in der Stadt sehr hoch, erzählt mir Eiber: „Erst letztes Wochenende hat es fünf Tote gegeben. Nur wegen ein paar Handys und etwas Geld.“

3.5 Im Minengebiet

Es ist halb sieben Uhr morgens. Ich steige wieder ins Auto. Die Sonne steht bereits am Himmel und gibt einen Vorgeschmack auf das, was sie im Laufe des Tages noch alles zu bieten hat. Die Minen liegen im südlichen Cesar rund zwei Autostunden von Valledupar entfernt. Eine asphaltierte und schnurgerade Schnellstraße führt dorthin. „Vor zehn Jahren hätten wir für diesen Weg noch doppelt so lange gebraucht“, sagt Eiber. Der Weg führt vorbei an großen Weidewiesen und Palmöl-Plantagen. Seit einigen Jahren sprießen in ganz Kolumbien Monokulturen mit der sogenannten afrikanischen Palme aus dem Boden. Auch der ehemalige Präsident Álvaro Uribe sei groß im Palmöl-Geschäft, erzählt Eiber und zeigt auf eine dampfende Fabrik am Straßenrand. „Die da gehört ihm“, sagt er. Schwarzer Ruß pufft aus den Schornsteinen. Der Weg in den Süden läuft entlang der Sierra de Perijá und ist gesäumt von Checkpoints des Militärs. „Vaterland, Ehre und Loyalität“ oder „Wir sorgen für eure Sicherheit“, steht auf großen Plakaten vor den Wachposten. Es kommt mir schon fast etwas übertrieben vor, denn in den letzten anderthalb Stunden Fahrt haben wir nur wenige Dörfer passiert. „Die bewachen die Route der Kohle“, sagt Eiber inbrünstig.

Wie viele Menschen hier verbindet auch Eiber eine persönliche Geschichte mit der Kohleindustrie. Er selbst war lange bei dem US-amerikanischen

Kohleriesen Drummond tätig. Drummond ist neben Prodeco der größte Kohleförderer der Region. Prodeco wiederum ist eine hundertprozentige Tochterfirma des Schweizer Minenbetreibers Glencore Xstrata, einem Giganten im weltweiten Rohstoffgeschäft. Einige Jahre hat Eiber als „Camionero“, also als Lastwagenfahrer für Drummond gearbeitet. Mit großen Maschinen hat er die Kohle von einem zum anderen Ort innerhalb der Mine gebracht. „Das war lange Zeit ein Traumjob“, erzählt er. Mit rund drei Millionen kolumbianischen Pesos (umgerechnet 1.200 Euro) monatlich verdiente er mehrere Jahre sehr gut. „Dann wurde ich krank und das Unternehmen hat mich rausgeworfen.“ Seitdem ist er in einem Flügel der Gewerkschaft für erkrankte Mitarbeiter und kämpft für eine angemessene Entschädigung. Er ist sich sicher, dass das Unternehmen für seine chronischen Rückenschmerzen und seine Magenschleimhautentzündung verantwortlich ist. „Doch bisher ist unser Kampf aussichtslos.“

Die Landschaft verändert sich. Die Straßen werden wieder belebt – vor allem große Lastwagen sind unterwegs. Sie hinterlassen eine feine, schwarze Staubwolke – alle haben Kohle geladen. Weit vor uns sind auf der flachen Ebene bereits einige braune Schutthänge zu sehen. Dann kommen wir in den Ort La Jagua de Iberico – ab hier ziehen sich die Minen von Drummond und Prodeco in alle Himmelsrichtungen. „Eigentlich müsste das einer der reichsten Orte Kolumbiens sein, eigentlich“, sagt Eiber. Um mir zu beweisen, dass es nicht so ist, dreht er eine Runde durch das Dorf. Bis auf die Hauptstraße ist keine der Abzweigungen asphaltiert. Viele Häuser sind mit einfachem Wellblech abgedeckt. Von den rund 22.000 Einwohnern, die die letzte aktuelle Volksbefragung im Jahr 2005 ergeben hat, sind rund 88 Prozent arbeitslos. Das könnte anders sein, denn die Konzerne müssen sogenannte Lizenzgebühren bezahlen. Der Artikel 332 der Verfassung besagt, dass der Staat bei fossilen Energien immer Eigentümer des Untergrunds bleibt. So müssen die Unternehmen je nach Fördermenge zwischen fünf und zehn Prozent ihres Umsatzes an die Regierung abtreten. Jahrelang leitete der Staat dann wieder fast die Hälfte an die Gemeinden weiter, bei denen die Minen angesiedelt sind. La Jagua de Iberico ist der größte Empfänger von staatlich zurückgeleiteten Lizenzgebühren im Cesar. Davon ist hier allerdings wenig zu sehen. Für Eiber liegt die Antwort auf der Hand: „Die Stadt wechselt die Bürgermeister regelmäßig – immer sind es Korruptionsdelikte.“ Viele der ehemaligen Bürgermeister hätten mit den Paramilitärs gemeinsame Sache gemacht. Sieh deren Unterstützung mit einem großen Beitrag der Lizenzgebühren erkaufte. Seit zwei Jahren hat der Staat das Problem erkannt und eine Reform der Verteilung der Lizenzgebühren auf den Weg gebracht. Nun fließt weniger Geld direkt an die Gemeinden, sondern indirekt über Entwicklungsprojekte zurück in die Zone. In La Jagua de Ibe-

rico sieht es nicht so aus, als hätten die letzten beiden Jahre viele Fortschritte gebracht. Auch vom Engagement der Konzerne ist wenig zu sehen. An einer Schulwand auf der Hauptstraße prangt ein buntes, gemaltes Männchen mit einem Bauarbeiterhelm. Darüber steht der Name des kleinen Minenarbeiters: „Drummino“ – wohl ein Projekt des Konzerns Drummond, doch der Lack ist bereits abgebröckelt und die Farben sind verblasst.

3.6 Von Minen umgraben

„Wenn ich aufstehe, höre ich den Lärm der Minen, meine Nase juckt und mein Blick ist trüb“, erzählt Alberto Mejía. Der 70-Jährige hat graue Krauselocken, sein Blick ist fest, doch in den rot unterlaufenen Augen schwingt eine Mischung aus Traurigkeit und Zorn. Mejía lebt im Dorf El Hatillo. Die kleine Gemeinde ist nur schwer über eine endlos erscheinende Schotterpiste zu erreichen. Der Weg führt von La Jagua de Iberico durch die Kohleminen des südlichen Cesars. Links und rechts entlang der rund 40 Kilometer langen Strecke teilen sich Drummond und Prodeco und ein Ableger der Investmentgruppe Goldman Sachs die Kohlevorkommen der Region auf. Schilder mit der Aufschrift „Privatgrundstück“ und Stacheldraht markieren die Grundstücke.

El Hatillo existiert laut den Einwohnern bereits seit über 100 Jahren – die internationalen Rohstoffkonzerne sind erst seit 25 Jahren hier. Als die Unternehmen die Konzessionen rund um das Dorf aufkauften, lebten die „Hatillanos“ noch von Landwirtschaft, Viehzucht, Jagd und Fischfang. „Das war das schöne Leben, weswegen ich hier geblieben bin“, erinnert sich Mejía, der erst mit 30 Jahren nach El Hatillo gekommen ist. „Als die ersten Probebohrungen gemacht wurden, da wussten wir nicht einmal, was Kohle eigentlich ist.“ Erst einige Jahre später – ab den 1990ern erfuhren die Dorfbewohner, dass Drummond eine Mine in der Nähe eröffnet hatte. „Am Anfang wollten die uns überhaupt nicht einbeziehen, als sie aber keinen Ausweg mehr sahen, haben sie uns ein Märchen aufgetischt: von Fortschritt, von Arbeit, von Infrastruktur“, erzählt Mejía, während er an einem Haufen stinkendem Plastikmüll vorbeigeht. Keine 150 Meter von ihm entfernt, erhebt sich ein aufgeschütteter Berg mit den schwarzgrauen Überresten der Kohleförderung. Insgesamt vier Minen liegen rund um das Dörfchen. Rund 15 Jahre nach Verkündung des Kohle-Märchens ist Alberto Mejía das Träumen vergangen: „Unser Fluss ist verschmutzt, es gibt kaum mehr Tiere und Pflanzen, die den Bedingungen standhalten, viele der Einwohner leiden an Atemproblemen.“

Vor allem Kinder und Ältere treffe die Luftverschmutzung mit Kohlenstaub, erklärt die 69-jährige Berta Celectina Baraza, die in einem Holzver-

schlag in El Hatillo lebt und sich nur noch langsam bewegt. Sie leidet unter Atemwegserkrankungen und starker Müdigkeit. Einen Großteil ihres Geldes gibt Berta Suarez für Medikamente aus. „Die Ärzte haben zwar gesagt, dass es mit dem Kohlenstaub zusammenhängen kann, aber für einen wissenschaftlichen Nachweis braucht es Studien“, und das Geld dafür hätten die Einwohner nicht.

Im Jahr 2010 hat der kolumbianische Staat die Minenbetreiber aufgefordert, die Umsiedlung von El Hatillo zu veranlassen. Die Kohlestaubbelastung im Dorf wäre zu hoch, so die Begründung des Umweltministeriums. „Die Reaktion war gleich null. Die verhalten sich hier, als seien sie der Staat“, sagt Mejía, der auch dem Verhandlungskomitee von El Hatillo angehört. Das Komitee trifft sich regelmäßig mit den Minenbetreibern. Doch die Verhandlungen seien „ohne Erfolg“, so Mejía. Im März des vergangenen Jahres riefen die Bewohner eine Ernährungskrise aus. Ein Trupp der UN-Nothilfekoordination OCHA stellte danach bei mehr als 60 Prozent der Kinder Unterernährung fest. Seitdem zahlen die Minenbetreiber jeder Familie bis zur Umsiedlung ein Übergangsgeld von 300.000 kolumbianischen Pesos (115 Euro) im Monat. Das Durchschnittseinkommen in Kolumbien liegt bei umgerechnet circa 400 Euro, der Mindestlohn bei 300. Von den rund 675 Einwohnern haben laut Alberto Mejía nur noch 15 eine Arbeit – sechs arbeiteten in den Minen, der Rest in einer Palmölfabrik in der Nähe. „Wir versauern hier, während wir in den Verhandlungen nicht weiterkommen.“

Die Minenbetreiber haben nun ein internationales Consulting Unternehmen engagiert, das mit den Bewohnern die Umsiedlung erarbeiten soll. „Unsere Forderungen sind nicht übertrieben“, sagt Mejía. Für ihn und das Komitee ist klar, die Konzerne müssen die Gemeinde kollektiv umsiedeln. Das heißt, ein neuer Ort für alle mit geeigneten landwirtschaftlichen Möglichkeiten. „Wir wollen ein neues Hatillo – nicht mehr und nicht weniger“, sagt er, und seine trüben Augen blitzen für eine Sekunde auf.

3.7 Die Kohleindustrie und die Paras

Eduardo Marquez heißt nicht Eduardo Marquez, aber ich nenne ihn so. Er ist als Analyst des bewaffneten Konflikts für den sogenannten „Verteidiger des Volkes“ in Valledupar angestellt. Auf Deutsch würde man dazu Ombudsmann sagen, doch Verteidiger ist recht passend, denn bei ihm geht es häufig um Leben und Tod. Seit 1991 gibt es dieses Amt in Kolumbien – Bürger können sich bei Problemen direkt an ihren „Verteidiger“ wenden. Dieser hat dann die Aufgabe, die Themen publik zu machen, an die sich

die meisten anderen Bürokraten nicht wagen. Da dieser Job nicht bei allen Politikern und Unternehmern in der Region auf Anklang stößt, möchte Eduardo unerkannt bleiben. Seit sieben Jahren analysiert er für seinen Chef die Sicherheitslage in der Region. Es ist Sonntag und Eduardo empfängt mich Zuhause. Sein Wohnzimmer ist spärlich eingerichtet, zwei Ventilatoren summen. Eduardo bietet mir einen Guavensaft an, bevor er mir ein Interview gibt.

Eduardo, der Paramilitarismus war im Cesar sehr ausgeprägt. Nun sind die Paramilitärs demobilisiert. Aber noch immer werden Menschen vertrieben und Aktivisten erhalten Drohungen. Wie ist das möglich?

Die Paras waren und sind auch ein politisches und ein wirtschaftliches Phänomen. Mithilfe des Paramilitarismus sind große Unternehmen entstanden, die heute weiter existieren. Und so hat es der Paramilitarismus geschafft, sich selbst zu legalisieren. Was ist heute mit diesen Netzwerken? Sie funktionieren immer noch. Die Demobilisierung hat vielleicht die Waffen dieser Männer reduziert, aber die Systeme – politische und wirtschaftliche – die diese Männer aufgebaut haben, existieren weiter. Und heute reicht die bloße Androhung von Gewalt. Denn im kollektiven Gedächtnis in der Region sind die Taten von damals tief verankert. Heute braucht es kaum noch Waffen – die alte Angst wird verwaltet.

Zum Anfang der Geschichte. Wie sind die Paramilitärs im Cesar entstanden?

„Spätestens seit den 1970er und 1980er Jahren und dem Marihuana-Boom gab es hier viele kleine Privatarmeen. Mit dem Erstarken der Guerilla haben dann die Großgrundbesitzer angefangen, ihren Grund und Boden gegen die linken Gruppen zu verteidigen und die Truppen engagiert. In der Zeit ab 1994 gab es dann die berühmtesten „Convivir“. Das waren staatlich anerkannte Privatarmeen, die sich legal Waffen kaufen konnten und als diese dann verboten wurden, sind daraus die Paramilitärs entstanden.“

Das heißt, die Paramilitärs waren staatlich gefördert?

„So in etwa kann man das sagen. Der letzte Präsident Álvaro Uribe hat sich als damaliger Gouverneur von Antioquia massiv für die Convivir eingesetzt. Aber hier liefen schon einige Dinge parallel. 1996 haben sich die „AUC“ gegründet – also der nationale Verband der Paramilitärs. Der AUC suchte dann auch gleich nach einer neuen Struktur im Cesar. Einer der starken Führer damals war Rodrigo Tovar Pupo, der Jorge 40 genannt wird. Jorge 40 schloss sich der AUC an und so entstand dann der „Nordblock“, der wiederum in mehrere Untergruppen eingeteilt war. Dazu gehörte auch die Frente Juan Andrés Álvarez, die in den Minengebieten operierte.“

Inwiefern haben denn Paras und die Minenunternehmen gemeinsame Sache gemacht?

Eine Verbindung zwischen Paramilitärs und großen internationalen Konzernen ist kein Phänomen, das nur auf den Cesar beschränkt ist. Das gab es im ganzen Land. Als die Paramilitärs hier in den Cesar kamen, da lag eine Allianz mit den Kohlekonzernen auf der Hand. Die Guerilla verbrannte zu dieser Zeit die Lastwagen der Konzerne und beschädigte deren Installationen. Für die Konzerne war das sehr geschäftsschädigend. Die Guerilla argumentierte wiederum damit, dass sie die Souveränität des Volkes über die natürlichen Ressourcen verteidige. Und so haben die Minenbetreiber hier Sicherheitsunternehmen angestellt, die für den Transport der Kohle verantwortlich waren. Wenn man sich anschaut, wer die Personen hinter den Unternehmen waren und wo sie noch ihre Finger im Spiel hatten, dann wird man sehen, dass viele davon direkte Verbindungen zu den Paras hatten.

Was sind für Dich konkrete Beispiele für die Zusammenarbeit?

Der Chef für die Kommunikation mit den Gemeinden bei Drummond heißt Sergio de Araujo Castro. Sein Bruder, Álvaro Araujo Castro, ein Politiker aus dem Cesar, war lange Zeit Senator und wurde 2010 wegen Verbindungen zu den Paras zu fast zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Ein Mann, der direkte Verbindungen mit den rechten Paras hatte und der Bruder hat einen strategischen Posten bei Drummond. Ein Schelm, wer Böses dabei denkt.

Konzernen wie Drummond und Glencore wird vorgeworfen, dass sie von der massiven Vertreibung im Cesar profitiert haben.

Die Vertreibung im Cesar ist nicht zufällig abgelaufen. Das war alles sehr gut geplant. Denn die Grundstücke der Vertriebenen waren zum Zeitpunkt der Vertreibung so gut wie nichts wert. Nur mit dem Wissen, dass sich dort Kohle befindet, bekommen die Länder einen Wert. Für dieses Wissen braucht man aber gute Partner mit privilegierten Informationen. Die Paramilitärs konnten dieses Wissen nicht alleine haben.

Aber die Konzerne streiten die Verbindungen zu den Paramilitärs ab.

In der Zeit von 1996 bis 2003 war der Alltag im Cesar äußerst blutig. Jeder aus dem Land wusste darüber Bescheid. Alle hier im Cesar kannten die Orte der Massaker, die Namen vieler Vertriebenen, die Posten der Paramilitärs und so weiter. Wenn also jemand hier in dieser Zeit im großen Stil Land erwirbt, kann er nicht behaupten, er hätte keine Ahnung, dass sein Land eine blutige Geschichte hat. Wer abstreitet davon gewusst zu haben, der legt eine unglaubliche Ignoranz an den Tag, die ich nicht nachvollziehen kann.

3.8 Zeugenaussagen unter der Lupe von Pax

Die Verbindungen zwischen Paramilitärs und den Konzernen hat auch die Organisation Pax in ihrem Bericht untersucht. Dafür hat sie die Aussagen von Paramilitärs vor den kolumbianischen Gerichten durchleuchtet und eigene Interviews in den Gefängnissen des Landes geführt. Demnach ergibt sich zwar kein komplettes Bild der Zahlungsabwicklung, dennoch wird eine Struktur sichtbar.

Alias El Canoso heißt eigentlich José Carmen Gélvez Alvarracín und war von 1996 bis 1998 im Sicherheitsstab von Prodeco und dann bis 2006 bei den Paramilitärs. Im Rahmen des Prozesses „Frieden und Gerechtigkeit“ legte er die Waffen nieder und sagte vor Gericht aus. El Canoso macht Prodeco und Drummond schwere Vorwürfe. Demnach sei die erste Bezahlung der AUC vom Sicherheits-Chef von Prodeco, Manuel Guitiérrez, realisiert worden. Vicente Castaño, der Bruder des AUC-Anführers Carlos Castaño, sei mit einem Hubschrauber in eine der Minen von Prodeco eingeflogen und habe Guitiérrez die Kosten für die Ausrüstung eines 200-Mann starken Heeres aufgelistet. Laut El Canoso haben die Gehälter der Truppe monatlich ungefähr 100.000 Dollar betragen. In einem schriftlichen Geständnis, das Pax zitiert, schreibt er weiter, dass Drummond und Prodeco die Kosten unter sich aufgeteilt hätten. „Prodeco hat dem Kommandeur der AUC circa 40.000 Dollar monatlich ausgezahlt.“

Einer der Kanäle, über die vermeintlich Geld floss, war der Betrieb von Jaime Blanco Maya. Ihm gehörte ein Zulieferbetrieb, der die Drummond-Kantine belieferte. Maya wurde von einem kolumbianischen Gericht des Mordes an zwei Drummond-Gewerkschaftsführern schuldig gesprochen. Eine direkte Verbindung zwischen ihm und den Auftraggebern konnte nicht festgestellt werden. Vielmehr heißt es, dass Maya autark gehandelt habe, weil sich die Gewerkschaftsführer über das von ihm gelieferte Essen beschwert hätten. Im Rahmen seiner Aussage ergibt sich laut Pax dennoch ein Bild der Geldflüsse zwischen Drummond und den Paramilitärs. Maya sagt aus, dass seine Verträge mit Drummond immer etwas höher ausfielen als der eigentliche Preis. Die Differenz leitete er an die Paramilitärs weiter. So habe er zwischen 1997 und 2001 insgesamt 900.000 Dollar bei der Frente Juan Andrés Álvarez abgegeben. „Ich war damit beauftragt, das Geld persönlich bei El Tigre (Chef der FJAA) abzugeben“, schreibt Maya in einer schriftlichen Aussage, die Pax vorliegt. Die ganze Operation habe in Koordination mit dem Sicherheits-Chef von Drummond, James Adkins, stattgefunden. Dieser habe sich alle drei Wochen mit dem Vorstandsvorsitzenden von Drummond, Gary Drummond, in Alabama getroffen. Von seinen Treffen sei er regelmäßig mit 10.000 Dollar in bar zurückgekommen.

Erst als die AUC im Jahr 2001 nach den Anschlägen vom 11. September als terroristische Vereinigung eingestuft wurden, habe man den Vertrag mit seinem Unternehmen aufgelöst. Laut Maya habe Adkins damals gesagt, die Beziehungen zur AUC seien zu risikoreich. Der Pax-Bericht listet etliche weitere Aussagen auf. Alle legen eine direkte Verbindung zwischen Paramilitärs und Drummond und Prodeco nahe – auch nach 2001.

In Kolumbien laufen aktuell Entschädigungsprozesse. Viele Vertriebene klagen auf Reparationszahlungen. Doch die Konzerne haben ihre besten Anwälte engagiert – bisher konnte ihnen keine direkte Mitschuld nachgewiesen werden. Lediglich einige hochrangige Angestellte des kolumbianischen Instituts für ländliche Entwicklung wurden krimineller Machenschaften schuldig gesprochen. „Incofer“, damals „Incora“, so der Name der Institution, hat die „gesäuberten“ Flächen als verlassen deklariert und an Privatpersonen aus dem Dunstkreis der Paramilitärs verkauft. Diese wiederum verkauften sie dann an Drummond und Prodeco weiter. Während die Konzerne jegliche Verantwortung von sich weisen, hat der kolumbianische Staat in einigen Fällen Vertriebenen bereits Entschädigungen zugesprochen. Und auch in den USA klagen mehrere Familienangehörige gegen Drummond: in einem Fall die Angehörigen von zwei ermordeten Gewerkschaftern, in einem anderen Fall rund 500 Vertriebene. Sollten die Kläger Recht bekommen, muss der Konzern mit sehr hohen Entschädigungen rechnen.

3.9 Die Opfer–Sifredy–Santa Fe

Sifredys Nägel bohren sich in den Stamm der Ölpalme. Als wäre sie schuld daran, dass der Mangobaum nicht mehr da steht, wo er früher immer stand. Ich bin mit ihm zurückgekehrt, an den Ort, wo er fast acht Jahre seines Lebens verbracht hat. „Wir haben hier so gut gelebt. Wir hatten unser Land und unser Vieh“, sagt er aufgebracht. Er stottert ein wenig – das ist nicht normal, denn Sifredy ist im Umgang mit Journalisten eigentlich routiniert. Ich bin nicht der Erste, der ihn begleitet und interviewt. Sifredy ist einer, der sich nichts vorschreiben lässt. Als Sprecher der Vertriebenen der Gemeinde von Santa Fe lebt er unter größter Anspannung. Kugelsichere Weste, mehrere Handys und ein Leibwächter gehören für ihn zum Alltag.

Das Land in Santa Fe war damals ein Geschenk des Staates. Eine Agrarreform ermöglichte tausenden Bauern ein neues Leben. Im September des Jahres 1989 betrat Sifredy mit circa 50 weiteren Familien das Grundstück. Die Bauern konnten eine fruchtbare Erde ihr Eigen nennen: „Auf einmal leuchtete die Zukunft – wir konnten gar nicht glauben, wie viel Glück wir damals hatten.“ Auf seiner Parzelle 27 wuchs von Reis bis Mangos so ziem-

lich alles, was die Familie damals brauchte. Der kleine Fluss fließt auch heute noch durch sein Grundstück. „50 Meter weiter aufwärts haben sie ihn erschossen und dann in den Fluss geworfen“, erinnert sich Sifredy an den Schicksalstag des 25. März 1997. Ein Trupp von bewaffneten Paramilitärs kam um halb sieben nach Santa Fe. Zwei lange Stunden verbreiteten sie Angst, ermordeten einen jungen Mann aus dem Nachbardorf am Fluss, vergewaltigten eine junge Frau und sagten den Einwohnern dann, dass sie ihr Grundstück schleunigst verlassen sollten. „Wenn wir mittags zurückkommen und Dich hier finden, dann bist Du tot“, erinnert sich Sifredy an die Drohgebärden.

Zwei Stunden habe er sich dann auf den Stuhl im Wohnzimmer seines kleinen Hauses gesetzt, erst nachgedacht, dann geweint. Am Nachmittag waren die 50 Parzellen in Santa Fe leer. Nur wenig später gehörte das Land einem Minenunternehmen, erzählt Sifredy. „Für mich ist der Zusammenhang eindeutig – es war der Konzern, der die Paramilitärs beauftragte und dann gemeinsame Sache mit der Agrarbehörde gemacht hat“, sagt Sifredy. Mit dem Konzern meint Sifredy Glencore.

Seit der kolumbianische Staat die Opfer von Vertreibung entschädigt, kämpft er vor Gericht. „Geld würde wenigstens unsere finanzielle Situation aufbessern, aber sie kann uns nicht für unser verlorenes Leben entschädigen.“ Deshalb fordert er von den Eigentümern der Mine eine Entschuldigung: „Sie müssen für den angerichteten Schaden Verantwortung übernehmen. Sie müssen sich entschuldigen, nicht nur bei mir, sondern bei allen vertriebenen Familien.“ Auf seinem Grundstück in Santa Fe stehen heute hunderte Ölpalmen. Sie dienen als „grüner Ring“ rund um die Kohlemine. Vor der Einfahrt nach Santa Fe steht ein Schild mit der Aufschrift: „Privatgrundstück – Betreten verboten“.

3.10 Margoth – El Prado

„Wären sie nur damals einfach gekommen und hätten mit uns geredet, dann wäre die Familie noch zusammen.“ Margoth wohnt in einem einfachen Haus mit zwei Zimmern in Valledupar. Durch das Wohnzimmer mit der abgewetzten Tapete laufen zwei kleine Hennen. Ihre 16-jährige Tochter liegt im anliegenden Zimmer auf dem Bett, blickt durch die offene Tür zu uns und lauscht mit angespannter Miene den Geschichten ihrer Mutter. „Nur wegen dieser Kohle haben sie meinen Mann und meine Söhne umgebracht“, schluchzt sie und die Tränen laufen über ihr gegerbtes Gesicht. Es war ein Sonntagmorgen im Mai 2002. Die Familie saß wie immer sonntags zusammen, als 11 Männer in Uniform erschienen und ihren Mann und ihre drei

ältesten Söhne mitnahmen. Die Männer wollten nicht sprechen, sie wollten Taten schaffen. Margoth und ihren sechs Töchtern befahlen sie ihre Parzelle zu verlassen. Nach sieben Jahren Landwirtschaft wurde der Traum der Familie beendet. „Wir sind danach direkt aus El Prado geflohen.“ Vom fruchtbaren Land, dem eigenen Grund und Boden, in die Stadt, in ein einfaches Mietshaus. Margoth arbeitet seitdem auf dem Markt als Teller-Wäscherin, um ihre sechs Töchter über Wasser zu halten. Ihre drei Söhne und ihr Mann sind nie wieder aufgetaucht. Die Ungewissheit hat Margoth zermartert. Erst mit den Zeugenaussagen der Paramilitärs vor Gericht hat sie Gewissheit erhalten: „Die haben zugegeben, dass sie meine drei Jungs und meinen Mann ermordet haben“, erzählt die 55-Jährige. Das Grundstück, von dem die Paramilitärs sie damals vertrieben, gehört heute auch zu Glencore. Das Dorf El Prado, in dem Margoth damals lebte, existiert nicht mehr. Nur noch ein Angestellter des Minenunternehmens wohnt dort in einer kleinen Hütte, erzählt Margoth.

Fünf Jahre lang kämpfte sie vor Gericht in einer Sammelklage um Entschädigung für den Verlust ihres Landes. Vor kurzem wurde ihr Recht gegeben. Ihr und 53 weiteren Klägern wurden umgerechnet vier Millionen Euro zugesprochen. Das Geld kommt vom kolumbianischen Staat und nicht von den Minenbetreibern, die heute von ihrem Grundstück profitieren.

„Ich will eigentlich nur endlich alle Überreste meiner Kinder und meines Mannes begraben“, sagt sie. Ihre Augen sind rot unterlaufen. Vor sechs Monaten hat ihr die Polizei zwei Knochen ihres jüngsten Sohnes in einem Holzkistchen überreicht. Auf dem Friedhof um die Ecke ihres kleinen Hauses hat sie ihn feierlich beigesetzt. Stolz zeigt sie ein Foto von ihr und ihren sechs Töchtern. „Alle waren an dem Tag da.“ Von ihrem Ehemann und ihren zwei ältesten Söhnen fehlt weiterhin jede Spur.

3.11 Pompilio – Mechoacán

Auch er wohnt mittlerweile in Valledupar – in einem Armenviertel am Rande der Stadt. Wir treffen uns im Zentrum, denn kein Taxifahrer war bereit, mich zu ihm zu bringen: „Zu gefährlich“, hieß es nur. Seine Tochter, seinen Sohn und viele Dokumente hat er gleich mitgebracht. „Fünfundzwanzig Jahre habe ich von der Landwirtschaft gelebt, heute verweise ich hier in der Stadt“, sagt der 75-Jährige. Er ist wütend, doch er weiß, dass er Glück im Unglück hatte. „Als die Paramilitärs kamen, war ich gerade mit meinem Sohn auf dem Weg nach Bogotá.“ Sein Sohn wollte Polizist werden, also brachte Pompilio ihn zur Polizeischule in der Hauptstadt. „Sie hätten mich vor den Augen meiner Frau umgebracht“, sagt Pompilio. Seine Tochter und

sein Sohn nicken stumm vor sich hin. Kurz nach dem Einmarsch der Paramilitärs sind sie von ihrem Land in Mechoacán geflohen.

Das Kommando seiner Peiniger hatte Esquivel Cuadrado alias El Tigre. Er war der erste Anführer der Juan Andrés Álvarez Front. El Tigre hat vor Gericht ausgesagt: „Ich kann die Zahlen nicht genau nennen, aber auf unser Konto gehen zwischen 1.000 und 1.500 Morde.“ Außerdem gestand er, für mehr als 2.000 Vertreibungen verantwortlich zu sein. „Es war der Konzern, der ihn beauftragt hat“, schimpft Pompilio. Er meint damit Drummond.

Wie auch Margoth, streitet Pompilio seit Jahren um sein Land. Bisher allerdings ohne Erfolg. Er hat ein Krebsgeschwür im Magen. „Doch der Tag, an dem sie mir vor Gericht recht geben, der hält mich am Leben“, sagt er. „Und wenn nicht, dann machen meine Kinder weiter. Eines Tages werden wir Gerechtigkeit erfahren.“ Das Land hatte ihnen damals auch die Agrarbehörde Incora zugewiesen. Er zeigt mir die alte Besitzurkunde. Nach langem Hin und Her haben sie vor kurzem beim Grundbuchamt über die aktuellen Besitzverhältnisse Auskunft erhalten. Er zeigt mir einen Auszug des Amtes. Darauf steht: Drummond.

Ungefähr zwei Wochen nach unserem Interview erhalte ich einen aufgegebenen Anruf von seiner Tochter. Mehrere Männer seien nachts in die Wohnung eingedrungen und hätten Pompilio verletzt. Der Terror gegen ihn und seine Familie hält bis heute an.

3.12 Horacio –der Gewerkschafter

Horacio ist im Vorstand eines Regionalverbandes von „Sintraminergética“ – eine große Gewerkschaft in der Kohleregion Cesar. Seit 18 Jahren ist er bei Drummond angestellt. Er begrüßt mich mit einem freundlichen Lächeln, holt zwei Kaffee und kommt direkt zur Sache: „Kolumbien ist ein gewerkschaftsfeindliches Land“, sagt er. „Wir haben in Kolumbien fast 20 Millionen Arbeiter, aber die Gewerkschaften vereinen nicht einmal vier Prozent davon.“

Um seine Aussage zu untermalen, liest er mir die letzte Drohung gegen ihn und einige seiner Kollegen vor: „Die Stunde ist gekommen: Wenn ihr nicht sofort mit Eurer Arbeit aufhört, bringen wir zuerst Eure Kinder um, dann Eure Frauen und danach Euch.“ Die SMS ist eine gefühlte DIN-A4 Seite lang, der aggressive und perverse Ton ist abstoßend. Es ist die sechste SMS in diesem Jahr. Horacio legt sie alle ausgedruckt auf den Schreibtisch.

Die Anklageschrift der Gewerkschaft ist lang. Von den 4.000 Personen, die in den Minen des Konzerns arbeiteten, seien fast 800 aus Krankheitsgründen nicht mehr in der Lage ihre Arbeit auszuführen. „Wenn du krank

bist, bekommst du direkt 42 Prozent weniger Lohn.“ Das Resultat sei, dass die Arbeiter aufs Ganze gingen und sich erst krank meldeten, wenn es schon viel zu spät sei. „Und wenn wir uns für deren Rechte einsetzen, dann kommen eben diese SMS.“

Der Druck, dem die Gewerkschaften standhalten müssen, ist enorm. Im Jahr 2001 hielten Paramilitärs einen Bus mit Arbeitern auf dem Heimweg an. Zwei Männer wurden aus dem Bus gezerrt und umgebracht – der damalige Präsident der Gewerkschaft „Sintraminergética“ und sein Vize. Ein halbes Jahr später töteten sie dann den neuen Präsidenten der Gewerkschaft. „Das war ein Schlag, die wollten uns einfach auslöschen. Wir alle hatten Angst und Panik – und sind erst mal kürzergetreten mit unseren Aktivitäten.“ Seitdem stellt der kolumbianische Staat den Vorstandsmitgliedern der Gewerkschaft ein Auto mit Sprit und einen Leibwächter zur Verfügung.

Für Horacio sind die Verbindungen zwischen seinem Arbeitgeber und den Paramilitärs eindeutig: „Die Paras waren regelmäßig bei uns auf dem Grundstück der Mine. Sie haben dort ihre Autos getankt und in der Kantine gegessen.“ Damals hätten sie gedacht, es handele sich um Sicherheitspersonal, erzählt Horacio. „Erst später dann, mit der Demobilisierung, haben wir erfahren, wer das war.“ Nun da viele der Köpfe hinter Gittern sitzen, seien andere in ihre Fußstapfen getreten, so Horacio. „Die nennen sich heute anders, aber die Methoden sind die gleichen.“ Dennoch hat der kolumbianische Staat die Unterstützung für die bedrohten Gewerkschafter reduziert. Benzin für die Autos wird seit Kurzem nicht mehr bezahlt. Dementsprechend eingeschränkt ist Horacios Bewegungsfeld. „Wir Gewerkschafter leben hier wie im Gefängnis“, sagt er und lacht dabei wieder freundlich.

3.13 „Euer Luxus kostet Leben“

Alejandro Arias empfängt mich im obersten Stockwerk des höchsten Gebäudes in Rodadero, einem beliebten Urlaubsort für kolumbianische Touristen. Wir sind auf der anderen Seite der Sierra Nevada – dort, wo die Kohle das Land auf riesigen Schiffen verlässt und gen Europa schippert – ungefähr 250 Kilometer Luftlinie von Valledupar entfernt. Arias ist hier zu Hause und hat mich zum Frühstück eingeladen. Der Blick von seinem Balkon im 21. Stock ist atemberaubend. Unter mir glitzert das blaue Meer, umrandet von den grün bewachsenen Ausläufern der Bergkette der Sierra Nevada. Arias zeigt auf den weißen Strand, an dem sich um acht Uhr morgens schon etliche Urlauber sonnen und baden. „Wenn Du genau hinschaust, siehst Du, dass die Wellen schwarze Körnchen aufwirbeln“, sagt er und gestikuliert dabei mit den Händen. Tatsächlich bildet sich entlang der lang gezogenen Bucht

ein schwarzer Kranz. „Das ist ganz feiner Kohlestaub, der Wind treibt ihn vom Hafen zu uns rüber.“

Von hier sieht man in der Ferne bereits die großen Transportschiffe, die darauf warten, kolumbianische Kohle nach Europa zu verschiffen. Denn nur knapp 15 Kilometer von Rodadero entfernt liegt der Hafen von Drummond und Glencore. „Die Verschmutzung ist eine Schande! Und der Gouverneur der Provinz Magdalena hat in seiner Amtszeit nicht einmal etwas dazu gesagt. Die stecken alle unter einer Decke.“

Alejandro Arias versteht sich selbst als „Journalista–Activista“ – er recherchiert, schreibt und klagt an. Er ist gelernter Rechtsanwalt und seit knapp 20 Jahren auch Journalist. Sein Fokus sind umweltpolitische Themen, Korruption und die Rechte der indigenen Gemeinden in den Bergen der Sierra Nevada. Keine einfachen Bereiche – wie viele andere investigative Journalisten in Kolumbien erhält Arias regelmäßige Drohungen. Auch einen Leibwächter hat er immer dabei.

Letztes Jahr erhielt er einen der renommiertesten Journalistenpreise Kolumbiens, den „Premio Bolivar“. Arias hatte Fotos veröffentlicht, auf denen ein sinkendes Verladungsschiff, eine sogenannte Barkasse, im Hafen von Drummond zu sehen war. Bis zu seinen Fotos hatte der Konzern stets bestritten, dass bei der Verklappung Kohle ins Meer gelangt. Nach der Veröffentlichung seiner Fotos stand der Hafen erst mal still – die Regierung verbot die offene Verschiffung mit Barkassen auf See. Der Konzern musste Strafe zahlen und seine Anlage modernisieren. Heute wird die Kohle mit langen, überdeckten Transportbändern auf das Meer transportiert. Über einen Schlauch gelangt sie dann auf die großen Transportschiffe.

Für Arias nicht genug. Er sucht weiter nach Beweisen, dass die Unternehmen seine Heimat verschmutzen. „Aktuell ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen die regionale Umweltbehörde. Wir haben festgestellt, dass viele der Messgeräte manipuliert waren und nur deshalb eine gute Luftqualität bescheinigten.“ Mit seiner Recherche will er erreichen, dass die Provinzregierung neue Belastungstests durchführt. „Ich arbeite mit Universitäten zusammen und die bestätigen eindeutig, dass der Kohlestaub hier in der Luft hängt.“ Arias vermutet, dass die Regierung des Departements den Konzernen nahesteht und dementsprechende Anweisungen gegeben hat. „Das sind alles Komplizen“, sagt Arias und drückt eine Zigarette aus.

Grund für die fortbestehende Kohlebelastung sei die offene Lagerung der Kohle im Hafen und der offene Transport auf Zügen. „Hier sterben regelmäßig Menschen. Sie sind noch anonym, aber wir wollen nachweisen, dass es mit dem Kohlestaub in der Luft zusammenhängt.“ Dafür arbeitet Arias mit erkrankten Arbeitern der Kohlekonzerne zusammen und interviewt die Anwohner entlang der Zuglinie. Die Berichte und Interviews reicht er dann an

die regionalen Institutionen weiter und macht Druck. „Ich kann nicht nachvollziehen, warum sich diese Konzerne hier so verantwortungslos verhalten, die machen sich über uns lustig.“

Dass Deutschland immer noch so viel Kohle aus Kolumbien importiert, lässt für ihn nur den Schluss zu, dass es bei uns eine Doppelmoral gibt. „Ihr habt doch diesen umweltpolitischen Diskurs in Deutschland. Aber jedes Mal, wenn Ihr Eure Heizung anmacht, sterben hier Menschen. Euer Luxus kostet Leben!“

3.14 Die Unternehmen – ohne Reaktion

Acht Tage nach meiner Ankunft in Kolumbien habe ich Drummond via Email nach einer Besichtigung der Mine angefragt. Zwei Tage später klingelte zu meiner Überraschung das Telefon und es meldete sich Margarita Saade. Leider müsse meine Anfrage über die Unternehmenszentrale in den USA laufen. „Sie werden von uns hören“, erklärt sie mir freundlich. Einige Tage später versuche ich mein Glück abermals. „Das ist im Prozess. Sie müssen sich noch etwas gedulden.“

Beim kolumbianischen Ableger von Glencore frage ich nach einem Interview am 25. November. Auch hier meldet sich eine Frau aus der Presseabteilung zurück. Johanna Arjona schreibt mir, dass meine Anfrage bearbeitet wird. Daraufhin bitte ich Drummond neben einer Minenbesichtigung noch um ein Interview in Bogotá. Nach nun etlichen Telefonaten und Emails hat es keiner der beiden Konzerne geschafft, mir innerhalb eines Monats einen Interviewtermin oder eine Minenbesichtigung einzuräumen. Erst einen Monat nachdem ich in Deutschland angekommen bin, habe ich eine Email aus dem Glencore-Hauptquartier in der Schweiz erhalten. Meine Anfrage werde weiterhin geprüft. Bis jetzt warte ich auf einen Interviewtermin und kann mich nicht davon lossprechen, hinter dem Zögern eine Hinhaltenaktik beider Konzerne zu vermuten.

Auch meine konkreten schriftlichen Fragen sind bis heute unbeantwortet. Glencore schickt mir ein allgemeines Kommuniqué. Darin heißt es: „Wir lehnen die Anschuldigungen der Nichtregierungsorganisation Pax in jeglicher Form ab.“ Drummond hingegen äußert sich nicht persönlich, sondern nur auf seiner Homepage. In einem 21-seitigen Bericht streitet das Unternehmen jegliche Verflechtung mit den Paramilitärs ab und beschuldigt Pax, eine Art Kreuzzug gegen den Konzern zu führen. „Drummond hat niemals illegalen Gruppen – seien es Paramilitärs oder Guerilla – finanziell oder in anderer Form geholfen“, heißt es. Laut der Reaktion von Drummond seien die im Bericht zitierten Paramilitärs verurteilte Straftäter, denen man nicht

glauben könne. Außerdem entwirft das Unternehmen ein Szenario, nachdem der Anwalt der Opfer, Terrence Collingsworth, die aussagewilligen Paramilitärs bestochen haben soll.

Am Ende werden die Gerichte in den USA entscheiden, welche Partei recht hat. Einen Punkt können die Konzerne aber nicht von der Hand weisen – ihre Gewinne erwirtschaften sie heute auf dem Grund und Boden der Vertriebenen. Selbst wenn sie niemals mit den bewaffneten Akteuren des Cesars Geschäfte gemacht haben sollten, eine moralische Verpflichtung den Opfern gegenüber bleibt bestehen.

4. Kolumbien und das Gold

Schon während der Kolonialzeit suchten die Spanier von Kolumbien aus das sogenannte Eldorado – das Land aus Gold. Seit die Goldpreise in den letzten zehn Jahren nach oben geschneit sind, ist die alte Legende wieder aktuell. Neben Kohle ist Gold heute in Kolumbien der Stoff, aus dem die Träume sind. Rund 66 Tonnen davon hat das Land im Jahr 2012 exportiert. Vier Jahre zuvor war es noch die Hälfte. Damit liegt Kolumbien in Lateinamerika gleichauf mit Brasilien, aber noch deutlich hinter dem Gold-Exportmeister Peru.

In 21 der insgesamt 32 Provinzen Kolumbiens wird gebuddelt, gesprengt und gesiebt. Besonders ausgeprägt sind die Aktivitäten im Norden Antioquias, im Choco, in der Cauca-Region und im Dschungel in der Nähe des Departements Amazonas. Vergleicht man die Gold-Abbauf Flächen mit den Anbauflächen der Kokapflanze, erkennt man einen klaren Zusammenhang. Viele der bewaffneten Gruppen haben erkannt, dass die Goldgewinnung lukrativer sein kann, als der Verkauf von Kokain. Und so investieren auch Guerilla und Paramilitärs ihre Einnahmen aus Kokainanbau und -verkauf in Bagger und Personal, um die Schätze Kolumbiens zu heben.

Doch es sind auch viele kleine Schürfer, die bereits seit Generationen an den unzähligen Flüssen des Landes das Wasser sieben. Laut einer Umfrage der Wochenzeitung „Semana“ unter Schürfern und Minenarbeitern haben rund drei Viertel aller kleinen und mittleren Betriebe keine Lizenz von der Umweltbehörde und mehr als zwei Drittel verfügen nicht einmal über einen Landtitel. Eine Gleichung besagt, dass für jedes Gramm Gold ungefähr eine Tonne Material bewegt werden muss. So sind die ökologischen Konsequenzen des Goldbooms für Kolumbien nicht abzuschätzen. Offene Minen zerstören ganze Landstriche, Tunnel untergraben komplette Dörfer und belastendes Quecksilber verseucht Flüsse und Luft. Der Goldabbau ist eine tickende Zeitbombe und der Staat schaut relativ hilflos zu.

4.1 Fahrt ins Niemandsland

Das Taxi schlängelt sich die Bergkette hoch und die aufgehende Sonne gibt den Blick frei auf Medellín, die Hauptstadt der Provinz Antioquia. Ruhig schlummert die Stadt mit ihrer turbulenten Geschichte im Tal. Lange hatte hier das Kartell von Pablo Escobar das Sagen, lange waren Morde und Angst der tägliche Begleiter der knapp 3,5 Millionen Einwohner. Heute ist Medellín eine moderne Stadt. Die Wirtschaft pulsiert und der Einfluss der Menschen aus Medellín und Umgebung ist im ganzen Land spürbar. Die „Paisas“, so werden die Menschen aus Antioquia genannt, gelten als erfolgreich, die Frauen als die Schönsten des Landes und auf die Metro von Medellín wird in der Hauptstadt Bogotá neidisch geschielt. Doch das Taxi fährt nicht nach Medellín, sondern nach Segovia.

Segovia liegt im Niemandsland und ist bekannt als die Stadt der Goldgräber. Der Staat ist hier zwar irgendwie präsent, doch die Institutionen haben kaum Macht. Vielmehr sind es kriminelle Banden und die Guerilla, die im Umkreis der Stadt regieren und deren lange Arme bis ins Zentrum von Segovia hineinreichen. Zwei Stunden fährt das Auto bereits auf einer recht ordentlich betonierten Straße in den Norden Antioquias. Die Landschaft ist einmal mehr atemberaubend. Weich geschwungene, grüne Hügel durchpflügen die Täler rund um die 2.000-Meter hohe Bergkette. Das Gebiet ist sehr dünn besiedelt und es gibt keinerlei Militär auf dem Weg. Die sonst so häufig installierten heroischen Plakate des Nationalheeres sind nicht existent. Nicht umsonst wird diese Route nachts von Taxi- und Busfahrern gemieden. Überfälle von Banden aus den Bergen sind eher die Regel als die Ausnahme. Meine Mitreisenden im Taxi wissen das – die sonst so fröhlichen und gesprächigen Kolumbianer schweigen fast die kompletten vier Stunden der Fahrt.

4.2 Die Stadt der Goldgräber

Es ist der 11. November 1988, der den Bewohnern von Segovia noch bis heute im Nacken sitzt. An diesem Tag fahren drei Pick-ups mit Paramilitärs in die Stadt ein und ermorden gezielt, anhand von Listen, insgesamt 43 Menschen auf dem zentralen Platz von Segovia. Weitere 45 werden schwer verwundet. Heute ist klar, es war ein Komplott gegen linksgerichtete Parteimitglieder der Union Patriótica – eines der heftigsten Massaker in der Geschichte Kolumbiens. Die Tat von damals ist auch bei den Einwohnern noch immer schwer verankert. „Fremden gegenüber sind hier alle noch sehr misstrauisch“, sagt Pablo Gomez, einer der gewählten Stadtvertreter von

Segovia. Auch das Massaker hatte damals indirekt mit den Reichtümern zu tun, die hier in Segovia seit rund 200 Jahren gewonnen werden. Die Region ist berühmt für ihre ertragreichen Goldadern und der Goldrausch zieht seit Jahrzehnten Menschen aus ganz Kolumbien in die Region. Sogar aus Peru und Venezuela kommen Einwanderer auf der Suche nach etwas Glück. Von den rund 50.000 Einwohnern arbeiten 12.000 direkt in den über 120 Minen, die sich teilweise mitten in der Stadt befinden. Der Rest reinigt das Gold, verkauft es, oder ist in anderer Form am Gewinn beteiligt.

„Aktuell sind wir aber in einer schweren Krise“, erzählt Pablo Gomez, der selbst auch an einer Mine beteiligt ist. „Der Staat befindet sich förmlich auf Kriegsfuß mit den kleinen Bergarbeitern.“ Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Segovia und die umliegenden Städte wie Remedios gelten als hochgradig Quecksilber-verseucht. Das Wasser aus den Leitungen führt zu Übelkeit und auch die Luftbelastung durch verdampfendes Quecksilber ist enorm, heißt es in nationalen Studien des Umweltministeriums. „Doch was sollen wir tun, die kleinen Bergarbeiter haben keine Möglichkeit sich einen Landtitel zu besorgen, denn es gibt keine mehr.“ Der Staat unterteilt die Bergarbeiter in Kriminelle – solche, die ohne Titel buddeln – und Legale, also mit Landtitel und Umweltlizenz. Pablo Gomez sieht dahinter eine Strategie: „Mit dieser Unterteilung fördert der Staat die großen internationalen Konzerne“, schimpft er.

In Segovia ist Gran Colombian Gold tätig – ein Konzern aus Kanada. Dieser besitze fast alle Landtitel in der Region und verpachte sie an kleinere und mittlere Unternehmen. „Die haben einfach keine Chance mehr, sich zu formalisieren.“ Tatsächlich verfolgt der Staat eine großangelegte Politik, die dem illegalen Bergbau ein Ende bereiten möchte. Im weit entfernten Bogotá wettern die Politiker gegen die illegalen Minen von Guerilla und kriminellen Banden. „Sie schmeißen da alle in einen Topf“, ärgert sich auch Wilman Adonis Cadavid, der in Segovia zuständig für Minen und Umweltschutz ist. Er sitzt in einem Büro im Rathaus der Stadt. „Auf Druck der Regierung musste ich in den letzten Jahren rund 150 kleine Minen schließen. Dabei sind bestimmt 6.000 Menschen arbeitslos geworden“, sagt Cadavid. Seine Lage ist ihm äußerst unangenehm. „Die Minenarbeiter haben mich gewählt und nun muss ich die nationale Politik umsetzen.“ Die Umweltbelastung sei ein Problem, aber es werde nun schon lange daran gearbeitet, etwas dagegen zu unternehmen. „Und auch das mit den kriminellen Banden stimmt häufig“, sagt er. „Aber dafür können die kleinen Minenarbeiter nichts – sie werden erpresst.“ In ganz Segovia gebe es keinen Betrieb, der nicht in der ein oder anderen Form Schutzgeld bezahle. Auch er sieht keine Lösung. Doch er fordert, dass der Staat sich wenigstens einmal näher die Problemlage in Segovia anschauen solle. „Die Institutionen sind hier so gut wie nicht präsent“. Nur

einige Militärposten sicherten die Mine von Gran Colombian Gold.

Der Konzern hat in Kolumbien einen Sonderstatus. Während alle Förderunternehmen nur 30-jährige Konzessionen besitzen und der Staat Besitzer der Erde bleibt, hat Colombian Gold einen sogenannten RPP (Reconocimiento de Propiedad Privada – Titel über die Anerkennung des Privatbesitzes). Damit gehört dem Konzern auch alles, was unterhalb der Erde ist und das auf alle Zeit. Gran Colombian hatte diese außerordentliche Konzession 2001 bei der Übernahme des bereits 1852 gegründeten Unternehmens „Frontino Goldmine“ geerbt. Dadurch hat der Konzern in Segovia eine Machtposition – er vergibt die wenigen gut bezahlten Jobs, er verleiht die Landtitel und er hat den direkten Draht zu Politik und damit zum Militär. Pablo Gomez, der Gemeindevertreter, vermutet deshalb, dass auch der Konzern ein Interesse daran hat, die kleinen Minenarbeiter zu vertreiben. Viele seien eben auch illegal auf deren Land „aber die waren eben schon lange vor Gran Colombian Gold da, die haben ein Recht darauf.“

Trotz der Spannungen ist Pablo Gomez stolz auf seine Gemeinde „das sind rechtschaffene Leute, sie arbeiten hart und das Leben hier ist sehr fröhlich.“ Die Menschen in Segovia könnten gut feiern. „Ein ordentliches Feierabendbier gehört hier einfach dazu.“ Ein Schmunzeln huscht über Gomez' vernarbtes Gesicht. Das Leben als Bergarbeiter ist ein Lotteriespiel. Die meisten arbeiten ohne feste Verträge. Finden sie Gold, sind sie kurz reich. Finden sie nichts, bleiben die Teller Tage lang leer. Viele der Goldarbeiter verpassen ihre Gewinne: Möglichkeiten dafür gibt es in Segovia genug. Die Musik der Bars dröhnt bis spät in die Nacht. Es gibt Alkohol in rauen Mengen und in etlichen Bordellen investieren die glücklichen Goldgräber ihren schnellen Gewinn in ein kurzes Vergnügen.

4.3 Zweihundert Meter unter Tage

Die Sonne geht auf in den Bergen Segovias. Ich sitze hinten auf einem Motorrad, das mich in die Mine von Pablo Gomez bringen soll. Jesús fährt mich und er wird auch mit mir hinabsteigen. Während das Motorrad von Jesús durch Schlaglöcher und Matsch braust, steigt meine Nervosität. Die Mine mit dem Namen Apique Rubi hatte ich nach längerem Gespräch ausgesucht. Sie existiert bereits seit fünf Jahren und ist nicht so tief wie viele andere. Auch Unfälle hat es in der Mine noch nicht gegeben, hatte mir Pablo Gomez versichert. Jesús hat ein schmales Gesicht und freundliche Augen – auch er ist Teilhaber der Mine. Gemeinsam mit elf Leuten haben er und Pablo Gomez die Anfangsinvestitionen gewagt. Wie bei jeder neuen Mine müsse man am Anfang erstmal Geld reinstecken. „Tief graben, bis man an

das Material kommt“, erklärt Jesús. Sie hatten Erfolg und sind auf Gold gestoßen. Heute sind sie an jedem Gramm Gold beteiligt, das ihre Mitarbeiter aus dem Berg schleppen.

Ein unscheinbarer Schuppen ist der Eingang von Apique Rubi. Die Schicht hat gerade begonnen und etliche junge Männer zwischen 18 und 30 rauchen die letzten Zigaretten, rücken die Helme gerade und testen ihre Lampen, bevor sie in den Schacht hinabsteigen. Nun wird es ernst. Ausgestattet mit Helm, Lampe und Gummistiefeln geht es steil bergab. Der Weg besteht aus Holzleitern, die durch dicke Seile miteinander verbunden sind. Mit den Gummistiefeln ist es extrem anstrengend auf den Leitern den steilen Schacht hinunterzuklettern. Jesús geht vor und muss regelmäßig auf mich warten. Die Luft wird immer feuchter und die Temperaturen steigen. Wasser rinnt an einigen Stellen aus dem Felsen, die Klamotten sind bereits durchnässt, als wir nach circa 20 Minuten 200 Meter tiefer am Boden der Mine ankommen. Ich ringe nach Luft, mein Kreislauf schwächelt und ich verfluche die Idee, eine Mine von innen gesehen haben zu wollen. Nach fünf Minuten Pause geht es weiter. Gebücktes Gehen ist Pflicht, an manchen Stellen ist Krabbeln angesagt. Es dauert eine weitere halbe Stunde, bis wir endlich in das Herz der Mine kommen. Erschöpft sehe ich die kleine minimal ausgeleuchtete Halle, in der ungefähr 30 Männer verschiedenen Arbeiten nachgehen. Da gibt es die Sprengmeister, die mit kleinen Dynamitstangen die großen Steine lösen; die Gräber, die das losgelöste Material in 50-Kilo-Säcke packen und die Schlepper, die sechsmal täglich die Säcke ins Freie befördern. Eine halbe Stunde dauert der Aufstieg – der Abstieg geht etwas schneller. Ungefähr zehn Dreier-Teams arbeiten an unterschiedlichen Stellen der Halle. Jesús begleitet mich hinunter zu einer Wand mit „gutem Material“. Die circa fünf Meter lange Gesteinsfassade ist porös und glitzert wunderbar silbern im Schein der Kopflampe. „Das ist der Stoff, mit dem wir diese Mine finanzieren“, sagt er und wirkt zufrieden. Auf den Körpern der durchtrainierten Männer zwischen 20 und 35 läuft der Schweiß hinunter. Wir machen uns auf den Rückweg und beim Gedanken an frische Luft verbreitet sich ein Gefühl der Vorfreude in mir. Nach einer weiteren halben Stunde haben wir es geschafft und der Berg lässt uns frei.

Jesús bekommt von jedem Gramm Gold eine Provision. Und auch die Männer im Berg verdienen nicht schlecht. „Wenn es gut läuft, machen die hier manchmal über 500 Euro die Woche, wenn es schlecht läuft, kommt Monate eben nichts“, erzählt Jesús. Die Investition in die Mine hat sich für Jesús ausgezahlt und noch wichtiger: Er liebt seinen Job. Am Anfang hat auch er noch das schnelle Geld in einer Nacht verpulvert. „Aber irgendwann wird man erwachsen“, sagt er lächelnd. Durch die Einnahmen aus dem Gold hat er

sich schon ein eigenes Haus und mehrere Eigentumswohnungen in Segovia leisten können. „Die Lotterie des Lebens hat es gut mit mir gemeint.“

4.4 Tagelöhner und Quecksilber

Wir sind etwas außerhalb von Segovia an einer kleinen Goldmine. Drei Männer arbeiten hier und graben einen Tunnel – sie sind auf der Suche nach Gold. Gonzalo kurbelt mit einem Kollegen einen kleinen Holzwagen voll mit Schutt aus dem 50 Meter tiefen Tunnel. Die Männer drehen an dem Flaschenzug, bis der Wagen knirschend zum Vorschein kommt. Das Material kippen sie direkt hinter sich den Berghang hinunter. „Seit Langem finde ich keinen guten Job mehr“, erzählt Gonzalo, der knapp über vierzig ist. Die guten Jobs seien vor allem für die Jungen und körperlich Fitten. „Jetzt hängele ich mich von Tag zu Tag – mal gibt es was, mal nicht.“ Die goldenen Zeiten sind in Segovia vorbei, sagt er etwas stoisch vor sich hin. Momentan verdient er bei vier Stunden Arbeit umgerechnet etwas über 10 Euro am Tag. „Das reicht vorne und hinten nicht für meine Familie.“ Aber er habe eben momentan keine andere Möglichkeit. Landwirtschaft werde in Segovia kaum noch betrieben und die kleinen Minen würden der Reihe nach geschlossen. Aktuell sind Gonzalo und seine Kollegen noch beim schlechten Material – stoßen sie allerdings auf goldhaltiges, werden die Steine geschreddert und das pulvrige Material wird dann in eine der vielen Wäschereien gebracht.

Ungefähr 80 solcher Wäschereien gibt es in Segovia. Einige stellen nur die Maschinen zur Verfügung – andere direkt das Personal. Hildardos Kunden vertrauen ihm. Der Chef einer Waschanlage hat fünf Angestellte. Die Kunden bringen das bereits geschredderte Material zu Hildardo und er gewinnt dann das Roh-Gold. Vier Stunden wird das Material dafür in einer großen Trommel geschleudert. Es ist ein ohrenbetäubendes Geräusch, das durch mehrere Stahlkugeln in der Trommel noch verstärkt wird. Die Kugeln zertrümmern das Erz, bis nur noch eine Art Gesteinsmehl übrig bleibt. Nach diesem Prozess kommt das Material dann in einen Wassereimer. Hier kommt nun Quecksilber zum Einsatz, das sich mit dem Gold verbindet und die Gold-Krümel so sichtbar macht. Die Vereinten Nationen schätzen, dass auch durch die kleinen Wäscher jedes Jahr fünfzig bis einhundert Tonnen Quecksilber in die Böden und Flüsse des Landes einsickern.

Die vier Männer in Hildardos Waschanlage arbeiten im Akkord. Ohne Hemd und Handschuhe befüllen sie die Wäschetrommeln und sieben durch das mit Quecksilber gemischte Wasser. Der übrige Schlamm enthält noch immer Goldpartikel und wird in mehrere Becken geleitet. Hildardo führt

mich herum – seine Wäscherei ist an einem Berghang gebaut. Am Abhang hat er mehrere große Becken installiert – sie sind voll mit grauem Schlamm. Auf der Oberfläche schwimmen glänzende Partikel. „Das was darin übrig bleibt, ist dann mein Gewinn. Was uns die Bergarbeiter für das Waschen bezahlen, deckt gerade einmal die Stromkosten.“

Um das Quecksilber wieder vom Gold zu trennen, erhitzt Hildardo eine silberne Kugel in einer großen Stahlpfanne. Bei circa 360 Grad Celsius verdampft das Quecksilber. Hildardo benutzt dabei einen Deckel, um wenigstens einen Teil des giftigen Stoffes zurückzugewinnen. „Wir versuchen hier alles, um die Belastung so gering wie möglich zu halten und es funktioniert“, sagt er und zeigt auf die grüne und bewachsene Fläche am Ende des Hanges. Wie viel Quecksilber noch immer austritt, kann er mir nicht sagen. „Ich will, dass meine Kinder auch noch hier leben können“, weicht er meiner Frage geschickt aus und zeigt mir einen kleinen Goldballen, den er kurz zuvor von einem seiner Mitarbeiter erhalten hat. Der Preis des Ballens wird dann in einem der unzähligen Goldläden von Segovia ermittelt. Von dort kommt er in die Hauptstadt und bei einem entsprechenden staatlichen Zertifikat kann er dann auch legal ins Ausland verkauft werden. Doch auch da geht es oft nicht mit rechten Dingen zu, sagen viele in Segovia. Häufig würden die Umwelt-Zertifikate durch Bestechung erworben – aber das ist eine andere Geschichte.

4.5 Der Schatz von Cajamarca

Der Spaten sticht in die Erde. Eins, zwei, drei, ein kurzes Verschlaufen und dann steckt Jimmy Torres ihn in die Erde, nimmt eine Aluminiumdose und verteilt die Samen der Bohnen in den vorgefertigten Erd-Löchern. Er steht auf einem abschüssigen Feld auf rund 2.200 Meter Höhe. Um ihn herum wuchern hunderte Bohnen-Pflanzen, die mit Hilfe einer Fadenkonstruktion festgebunden sind, wie in einem Spinnennetz.

Jimmy Torres ist Bauer in Cajamarca. Gemeinsam mit seinen Eltern bewirtschaftet er eine Fläche, die zum Überleben reicht. Von seinem Feld am Hang sieht man bis tief ins Tal auf die Stadt Cajamarca. Wir sind mehr als 500 Kilometer Luftlinie und mindestens zehn Busstunden von Segovia entfernt, in der Provinz Tolima. Nur 20.000 Einwohner zählt Cajamarca und trotzdem ist es in der kolumbianischen Presse mittlerweile bekannt. Der südafrikanische Konzern AngloGold Ashanti möchte im anliegenden Berg „La Colosa“ Gold fördern. Seit nun mehr als sieben Jahren ist das Projekt in der Explorationsphase. Im Jahr 2018 will er mit der Förderung beginnen, wenn der Staat dem Konzern nun auch noch die Umweltlizenz genehmigt.

Auch von Jimmys Feld ist „La Colosa“ in ungefähr fünf Kilometer Luftlinie deutlich zu sehen. Jimmy zeigt auf einen Wasserfall, der in der Nähe des Berges entspringt. „Das Wasser ist für uns Bauern überlebenswichtig“, sagt er. „Wenn ich mir vorstelle, dass sie wirklich ein drei Kilometer langes und anderthalb Kilometer tiefes Loch dort graben werden, dann schmerzt das sehr. Das ist wie, wenn ich mir einen Arm abschneide. Die Wasserquellen, die Wälder und die Vögel dort – mit denen leben wir schon so lange zusammen, das wird dann nicht mehr sein.“

Jimmy ist vierzig Jahre alt. Er ist in Cajamarca aufgewachsen, hat lange in der Hauptstadt Bogotá gelebt und dort gearbeitet. Dann wollte er zurück und wieder dem Erbe seiner Eltern folgen: der Landwirtschaft. Jeden Tag steht er um fünf Uhr auf und bearbeitet mit seinem Vater die Erde des Grundstücks. Zwischendurch organisiert er die Bauern der Umgebung. Er ist der Anführer der Organisation „Conciencia Campesina“ – übersetzt so etwas wie „Bewusstsein der Bauern“: „Wenn wir überleben wollen, können wir nicht einfach zulassen, dass dort Gold gehoben wird.“

Am Ortseingang von Cajamarca steht ein Schild: „Willkommen in der Speisekammer Kolumbiens“. Tatsächlich ist die Region extrem fruchtbar. Einer der Gründe dafür sind die vielen Wasser-Quellen der Bergregion. Und genau darum sorgt sich Jimmy: „Wir alle wissen, dass der Bergbau Chemikalien einsetzt, und uns kann keiner erzählen, dass das ohne Folgen für uns bleibt“, sagt er und sticht den Spaten noch mal heftig in die Erde. Die indirekten Auswirkungen der geplanten Mine seien bereits spürbar. In ganz Cajamarca seien die Mieten gestiegen. „Wohnungen bekommen nur noch Menschen, die für AngloGold arbeiten, denn die zahlen mehr.“

Ermutigt wird Jimmy durch eine Initiative in einer Nachbarstadt. In Piedras, auf der anderen Seite von „La Colosa“, hat sich die Gemeinde in einem eigens initiierten Volksentscheid gegen AngloGold gestellt. Nach dem Votum der Einwohner darf der Konzern nun keinerlei Aktivitäten in Piedras nachgehen. Die Entscheidung hat eine Debatte ausgelöst, denn der Staat spricht den Gemeinden generell das Recht auf eigenständige Volksentscheide ab. Der Boden gehört allen Kolumbianern, so die staatliche Argumentation. Präsident Santos weiß aber auch, dass er die Gemeinden mit ins Boot holen muss. Auf einer Versammlung vor Minenkonzernen sagte er: „Ihr müsst Euch das Vertrauen der Menschen erarbeiten.“ Eine widersprüchliche Situation, die zeigt, dass es beim Goldschatz von Cajamarca vor allem an Kommunikation fehlt.

Das sieht auch Jimmy so: „Die sind viel zu spät auf uns zu gekommen und haben uns zu viele Lügen aufgetischt. Die haben uns nicht erzählt, dass das Projekt so groß werden könnte, wie die Mine in Yanacocha in Peru“. Yanacocha gilt als die größte offene Goldmine Lateinamerikas. Er ist auch für

eine Volksbefragung in Cajamarca. „Dann hätte AngloGold Ashanti wirklich den Rückhalt der letzten Gemeinde im Umfeld der Mine verloren.“ Doch die Chancen stehen fünfzig zu fünfzig – denn in Cajamarca profitieren auch viele vom Konzern. Er versorgt die wenigen Hotels mit Gästen, schafft Arbeitsplätze und bildet aus. Für Jimmy ist dies aber nichts im Gegensatz zu den möglichen Verlusten. „Überall in Lateinamerika zerstören die großen Minenkonzerne die Umwelt. Solange wir noch Süßwasser auf diesem Planeten haben, sollten wir uns Mühe geben, diese Quellen zu schützen.“

4.6 La Colosa

„Es stimmt einfach nicht, dass dieses Projekt viel Wasser verbraucht“, ärgert sich Carlos Enciso. Er wird für seine Meinung bezahlt. Seit einigen Jahren ist der ehemalige konservative Abgeordnete für alle Angelegenheiten mit den Gemeinden bei AngloGold Ashanti angestellt. Sein Büro liegt in der Innenstadt von Ibagué. Hier, in der Provinzhauptstadt des Departements Tolima sponsert AngloGold Ashanti die Fußballmannschaft, richtet Konzerte aus und arbeitet so an seinem Ruf. Carlos Enciso trägt ein fein meliertes Karohemd in schwarz-weiß. Er strahlt Ruhe aus: „Wir haben am Anfang einfach zu wenig mit den Gemeinden kommuniziert“, sagt er einsichtig. Doch es seien auch zu viele Gerüchte im Umlauf. Und Gerüchte würden sich immer schneller verbreiten als Fakten. Die Fakten will AngloGold Ashanti bis 2018 endgültig offen legen. Bis dahin laufen die Studien zur Durchführbarkeit der geplanten Mine. Dann wird das Unternehmen bereits 14 Jahre am Projekt gearbeitet haben.

Die Studien gehen davon aus, dass gerade einmal 1,5 Prozent des Wassers aus dem Fluss durch Cajamarca für das Waschen des Goldes benötigt werden. Das sei wesentlich weniger als beispielsweise die Reisbauern im Tal verbrauchten. „Aktuell gehen wir davon aus, dass wir aus der Mine 28 Millionen Unzen (circa 700 Tonnen) rausholen, es kann aber auch mehr werden, wenn wir 2018 die Studien fertig haben“, sagt Enciso. Das Projekt sei eines der wichtigsten des Unternehmens weltweit. 25 Hektar groß werde das Loch und bereits jetzt habe AngloGold mehr als 350 Millionen Dollar in das Projekt gesteckt. Bis 2018 soll es eine Milliarde werden, die für die Probebohrungen draufgehen. Danach geht es dann richtig los: Allein die Konstruktion der Mine soll nochmals 2,7 Milliarden Dollar verschlingen, zeigt Enciso in einem Balken-Diagramm einer Powerpoint-Präsentation. Auch der Gewinn für die Bevölkerung sei enorm. Wieder rechnet er vor, dass ungefähr zwei Drittel des Goldschatzes in Kolumbien bleiben werden. Ein Drittel für Steuern und Lizenzgebühren und ein Drittel für den Kauf von Gütern und

für das Personal. 15.000 Menschen sollen am Ende in der Mine bis 2045 arbeiten, wenn der Goldschatz geborgen ist und das Loch wieder versiegelt wird. Auch hier entstünde keinerlei Schaden, denn AngloGold würde schon zu Beginn des Projektes in einen Fonds einzahlen, der am Ende dafür Sorge, die abgetragene Fläche wieder zu füllen und einen üppigen Wald dort anzupflanzen. Er lädt mich ein, mir selbst ein Bild zu machen.

Es geht steil bergauf. Der Motor des Allrad-Autos heult auf. Knappe anderthalb Stunden von Ibague und 20 Minuten von Cajamarca entfernt, beginnt die Einfahrt zur geplanten Mine. Hier beginnt das Privatgelände des Konzerns AngloGold Ashanti. Vom Eingang sind es nochmals 15 steile Minuten bis zur Basisstation. Wir kommen zu spät – nach mehreren Einführungs- und Sicherheitsveranstaltungen in Cajamarca hat sich der Uhrzeiger vorwärts gedreht. „Um vier Uhr ist hier immer Arbeitsschluss“, erklärt Heriberto. Heriberto arbeitet bei AngloGold als Pressebetreuer. Carlos Enciso hatte ihn einbestellt, damit er sich meiner annimmt. Heriberto ist nicht berechtigt Interviews zu geben. Die letzten Arbeiter verlassen gerade das Gelände. Nur einige wenige Wissenschaftler und Ingenieure sind noch in ihren kleinen Holzhütten, doch auch von ihnen ist keiner sprechberechtigt. Die Basis gleicht einem kleinen Paradies. „Un compromiso natural“ – „eine Verpflichtung gegenüber der Natur“, steht in bunten Lettern über drei Müll-eimern. Einer für Plastik, Papier und normalen Müll. Die Vögel zwitschern und an den unzähligen an den steilen Hügel gebauten Hütten sprießen die Blumen. Die Basisstation ist eindeutig das Vorzeigeobjekt des Konzerns. Heriberto ist immer bei mir. Er führt mich zu einer der vielen Perforationsplattformen, die überall am Berg verteilt sind. Auch hier ruht die Arbeit bereits. Unter dem Holzdach des offenen Unterstands schauen mehrere Rohre aus der Erde. 602,4 Meter tief wurde hier gebohrt – so zumindest verrät es die Aufschrift auf dem Rohrdeckel. Mithilfe der Perforationsplattformen vermisst AngloGold systematisch den Berg. Gesteinsproben aus unterschiedlicher Tiefe an verschiedenen Stellen ergeben am Ende ein Abbild der Goldschichten des Berges.

Es ist verführerisch hier zu denken, dass die Mine von Cajamarca tatsächlich ein Projekt werden kann, das allen Beteiligten zugute kommt und zugleich der Umwelt nicht nachträglich schadet. Doch für mich ist auch klar, dass der Konzern eine zweischneidige Strategie fährt: Die Offenheit gegenüber den Ergebnissen der Studien bis 2018 scheint mir deutlich gespielt. Vielmehr kommt es mir vor, als wollten die Verantwortlichen des Konzerns erst mal für Ruhe sorgen, während sie am Berg Fakten schaffen. Denn ein Provisorium wie die Testanlage hat sicherlich keinen Helikopterlandeplatz und mehrere betonierte Gebäude. Und auch die Investitionskosten von bisher 350 Millionen Euro sind zu hoch, um 2018 den Berg wieder freiwillig zu räumen.

4.7 Der Geologe

Julio Fierro unterrichtet am Umweltinstitut der regierungskritischen staatlichen Universität von Bogotá – der „Nacional“ – wie sie bei Kolumbianern genannt wird. Außerdem ist er als Berater für Unternehmen oder aber auch für Ministerien tätig. Er ist Autor mehrerer Bücher, darunter auch „Minenpolitik in Kolumbien“ und wird häufig für kolumbianische Medien interviewt.

Herr Fierro, wie stehen die Chancen, dass AngloGold Ashanti einen umweltfreundlichen Bergbau betreibt?

Fierro: „Ich sehe nicht, wie solche Projekte wirklich im Einklang mit der Umwelt verlaufen können. Wenn der Kohleabbau schon schädlich ist, dann geht Gold noch weit darüber hinaus. Denn dafür werden wesentlich mehr Chemikalien eingesetzt. Internationale Studien zeigen, dass beim Abbau von Metallen sehr viele giftige Rückstände in den Ländern zurückbleiben, wo sie gefördert werden.“

Wenn wir uns die umliegenden Dörfer von Cajamarca anschauen – was wären denn die direkten Effekte für die Menschen?

Jährlich werden dort hunderte Millionen Tonnen Gestein bewegt werden. Am Ende werden es drei bis vier Milliarden Tonnen sein. Und durch diese Umwälzungen wird das Wasser säurehaltig und verbreitet die im Gestein enthaltenen Schwermetalle. Diese Schwermetalle sind immer giftig und schaden dem Menschen und der Umwelt. Bergbau ohne diese Nebenwirkungen geht einfach nicht. Zu behaupten, man könnte so ein großes Loch graben und später problemlos wieder zuschütten, das empfinde ich als hochgradig verantwortungslos.

Seit einigen Monaten wird in Kolumbien auch über eine sogenannte Express-Lizenz diskutiert. Dabei will der Staat Förderlizenzen schneller vergeben. Was steckt dahinter?

„Diese Vorschläge haben zu vielen Diskussionen geführt. Aber wenn wir uns die Entwicklung anschauen, dann hat es in Kolumbien schon immer eine sukzessive Auflockerung der Lizenzvergabe gegeben. Ein Unternehmen braucht nur eine Studie und jemanden aus der Regierung, der bereit ist, zu unterschreiben. Das war schon immer so, aber unter der Regierung von Santos ist es schon beinahe pervers geworden. Dabei brauchen wir eigentlich genau das Gegenteil – nämlich wesentlich mehr Zeit – denn es steht viel zu viel auf dem Spiel. Die Veränderungen im Ökosystem, die der Bergbau mit sich bringt, sind nicht umzukehren.“

Ist diese Verkürzung der Beantragung von Förderlizenzen auch im Kontext mit Cajamarca zu sehen – wo die Bürger das Projekt mit ihrem Widerstand erschweren?

Solche Bürgerentscheide sind nicht im Sinne der wirtschaftlichen Entwicklung des Landes. Genauso wenig wie Umweltexperten, die sich gegen den Bergbau aussprechen oder indigene Gemeinden, die ihre Heimat schützen wollen. Menschen, die sich mehr um die Sauberkeit des Wassers kümmern und die sagen, dass die Berge nicht dafür gemacht sind, sie mit Löchern zu übersehen, sind ein Dorn im Auge der Entwicklung. Das geht so weit, dass sogar Entscheidungen des Verfassungsgerichts ignoriert werden. Das Motto ist: Alles, was gegen die Entwicklung spricht, wird aus dem Weg geräumt. Und so wird das auch in Cajamarca sein.

Sie glauben nicht an den Staat und seine Gestaltungskraft, warum nicht?

Auf der einen Seite haben wir in Kolumbien unglaublich schwache Institutionen. Viele Unternehmen legen Studien vor, die einfach abgenickt werden, obwohl sie eindeutig nicht vollständig sind. Aber das interessiert nicht. Beispielsweise hat ein Mann aus dem Cesar für sein Recht auf Gesundheit geklagt und Recht bekommen. Er musste dafür bis vor das Verfassungsgericht ziehen. Das höchste Gericht hat dann das Umweltministerium aufgefordert, die Regeln für die Kohlestaubbelastung rigorosier zu gestalten. Bis heute ist nichts geschehen. Auf der anderen Seite setzt Kolumbien auf ein extraktivistisches Entwicklungsmodell. Das impliziert schnelle Gewinne ohne langfristige Kosten–Nutzen Analysen. Das ist ein System, in dem die Umweltbehörden mit unqualifiziertem Personal, wenig Geld und Unabhängigkeit ausgestattet sind, weil sie einfach nicht stark sein dürfen.

4.8 Das grüne Gold von Neiva

„Wir sind einfache Leute vom Land, deshalb sind wir stolz, dass wir das auf die Beine gestellt haben“, José Perez ist circa 1,65 Meter groß, körperlich kräftig und hat eine Baseball–Kappe ins Gesicht gezogen. Hinter ihm steht ein altes, verrostetes Schild mit der Aufschrift „zur Mine“. Der Berg fällt steil ab und gibt den Blick frei auf ein Feld mit Kaffee–Pflanzen. „Das ist Teil unseres Aufforstungsprogrammes“, sagt José. Er ist einer von zwei festen Mitarbeitern der „Cooperativa Multiactiva Agrominera del Municipio de Iquira“, einer Kooperative von Bergarbeitern mit 31 Teilhabern in der Provinz Huila, circa 450 Kilometer Luftlinie südlich von Bogotá. Hier im ländlichen Pacarni verwaltet José sieben Goldminen und drei Goldwäscherien. „Wir alle hier haben von der Landwirtschaft gelebt. 2001 kamen dann

einige Koreaner und haben uns gesagt, dass es hier Gold gibt“, sagt José und im Hintergrund erklingt das dumpfe Geräusch einer Sprengung in der Mine. Von Anfang an sei ihnen bewusst gewesen, dass der Bergbau gefährlich für ihre Umwelt und die Zukunft des Dorfes ist. „Wir wollten es anders machen. Wir kennen die Geschichten von Städten, die sich zu sehr auf den Goldrausch verlassen haben.“ Auch heute noch lebt der Großteil des Dorfes von der Landwirtschaft – vor allem Kaffee und Rinderhaltung. Der Bergbau hat hier zusätzliche Einkommensmöglichkeiten geschaffen, aber die Landwirtschaft nicht abgelöst. Die Mitarbeiter der Kooperative haben ein festes Einkommen: „Die meisten arbeiten für den gesetzlichen Mindestlohn – nur wer mehr Verantwortung übernimmt, beispielsweise Sprengmeister ist, der bekommt mehr.“

Wir nähern uns der Mine. Schon wieder ertönt ein dumpfes Donnern aus dem Berg. Am Eingang warten zehn junge Männer auf ihren Einsatz. Auf Schienen schieben sie einen kleinen Eisenwagen in die Tiefen des Tunnels. „Uns ist es egal, ob wir Gold finden oder nicht, der Lohn ist der gleiche.“ Auch Sozialabgaben wie Rentenbeiträge und eine Gesundheitsversicherung übernimmt die Kooperative.

Rund 15 Stunden Busfahrt weiter nördlich sitzt Kenny Porter in seinem Büro in Medellín. Der Kanadier arbeitet als „Wertschöpfungs-Manager“ bei der „Allianca de Minería Responsable“ (ARM) – der Allianz für verantwortungsbewussten Bergbau. Seit vier Jahren ist er im Kernteam von ARM. „Wir wollen beweisen, dass sich auch die kleinen Bergarbeiter formalisieren können und damit etwas in den Köpfen der Politiker und der Industrie ändern.“ Viele hätten früher gedacht, dass die kleinen Minenunternehmen sich weigern, offiziell eine Lizenz zu beantragen, Steuern zu bezahlen und auch die Umweltstandards einzuhalten. „Rund 90 Prozent der Bergarbeiter sind eben kleine Kooperativen, Initiativen oder Schürfgemeinden. Sie erwirtschaften zwar nur zehn Prozent des geförderten Goldes, aber es sind eben sehr viele Menschen.“ Die Strategie von ARM funktioniert wie folgt: Hat sich die Kooperative formalisiert, kann sie ein Siegel von ARM beantragen. Das „Fairmined“-Siegel verspricht dann den direkten Zugang zu internationalen Märkten und einen Bonus. „Es kommt auf die Marktpreise an, aber im Durchschnitt sind es etwa 4.000 Dollar pro Kilogramm Gold, die unsere Partner von uns als Bonus zum Marktpreis bekommen“, sagt Terry Porter. Der Bonus dient als Anreiz, die nötigen Sicherheits-, Umwelt-, und Arbeitsstandards von ARM einzuhalten. Einmal im Jahr prüft ein externes Unternehmen die Kooperativen. „Wir sehen weltweit in den letzten anderthalb Jahren eine steigende Nachfrage nach fair gehandeltem Gold.“ Der Markt sei insgesamt strikter mit der Herkunft geworden: „Auch große Konzerne können nicht mehr behaupten, dass sie nicht wissen, woher ihr Gold

kommt. Wir gehen aber da noch einen Schritt weiter.“ Fair gewonnenes Gold liegt bei ARM zwischen 15 und 20 Prozent über dem Marktpreis. Eine Investition, die sich lohnt, meint Kenny Porter: „Ein Ehering beispielsweise, das ist so etwas Emotionales, da wollen viele Menschen einfach wissen, dass es aus fairer Produktion kommt.“ Auf diese Nachfrage setzt auch die Kooperative in Pacarni. Sie hat als erste vor kurzer Zeit das Siegel von ARM bekommen. „Das war viel Arbeit. Wir haben ja bereits 2011 unsere Umweltlizenz bekommen“, erzählt José Perez. „Aber für das Siegel mussten wir viel Geld investieren, in neue Anlagen, in Sicherheitsstandards und vor allem in Ausbildung. Geholfen hat ihnen dabei auch die Provinzverwaltung von Huila, denn durch die Formalisierung hatte die Kooperative Zugriff auf Finanzhilfen zur Modernisierung der Anlage. „Die Kooperative war unheimlich schnell und gilt bei uns als Vorbild“, sagt Terry Porter.

Auch Alfredo Gonzalez ist einer der 31 Teilhaber der Kooperative. Ihm gehört eine Waschanlage in der Nähe der Minen. Zwei betonierte Industriehütten stehen im Grünen – ungefähr fünf Autominuten von Pacarni entfernt. Rund um die Waschanlage liegen Felder, Kühe weiden auf saftigem Rasen. „Hier arbeiten wir mit geschlossenen Kreisläufen“, erklärt Gonzalez im Lärm der Riesentrommeln, die das Gestein verkleinern. „Am Anfang haben wir noch auf jeden Beutel Gestein Quecksilber angewendet. Heute trennen wir das Material im Vorfeld schon so, dass wir nur noch bei fünf Prozent der Masse Quecksilber einsetzen müssen. Einer der vier Arbeiter der Waschanlage ist gerade dabei, die glitzernde Restschicht des zermalmtten Gesteinschlammes aus einer Flasche in ein durchlässiges Tuch zu schütten. Mit Handschuhen umfasst er das Tuch und drückt langsam. Viele kleine silberne Perlen dringen durch das Tuch und werden in einer Schüssel aufgefangen. „Das ist das Quecksilber. Nun wird es nochmals eingesetzt“, beschreibt Gonzalez den Prozess. Der Mann mit den Handschuhen zeigt eine Faustgroße Kugel, die er aus dem Tuch fischt. „Das werden wir nun in unserer neuen Anlage erhitzen und dann haben wir das Gold.“ Den Goldofen haben sie für die Zertifizierung für das „Fairmined“-Siegel gekauft. „Da geht kein Quecksilber mehr an die Luft“, sagt Alfredo Gonzalo.

Insgesamt neun Kilo Gold fördert die Kooperative jährlich und ernährt damit rund 100 Familien. In dieser Woche wird die erste Fuhre davon über ARM an den europäischen Markt gehen. „Wir sind gespannt, ob uns das einen Preisvorteil bringt, aber wir gehen davon aus“, sagt José Perez, nimmt seine Baseballmütze vom Kopf und wedelt damit herum. Für ihn ist es nur ein Etappensieg. „Wir sind zufrieden, dass nun unsere erste Fuhre nach Frankreich geht.“ Aber noch mehr interessiert ihn, dass sie bald ganz ohne Quecksilber ihr Gold gewinnen. „Wenn wir mit dem Siegel mehr Geld zurücklegen können, werden wir die Anlage bald noch weiter modernisieren.“

5. Gute Mine, böses Spiel

Bogotá ist einmal mehr ein Wechselbad der Gefühle. Mittlerweile ist es offiziell „Sommer“. Dementsprechend scheint die Sonne etwas häufiger – doch die unvorhersehbaren Regenschauer dominieren noch immer den Alltag und sorgen für feuchte Luft und klamme Kleidung. Es ist mein letzter Tag. 5.500 Kilometer und mehrere Tage Busfahrt und ein Flug liegen hinter mir, vorbei an einigen Schauplätzen von Kolumbiens Bergbau. Es fühlt sich an, als könnte ich ein komplettes Buch füllen und doch sind noch sehr viele Fragen offen. Kolumbien sitzt auf Schätzen von gewaltigem Ausmaß und dennoch schafft es der Staat nicht, diesen Reichtum für das Wohl einer Mehrheit der Einwohner zu kanalisieren. Vielmehr vertrauen Politiker auf internationale Unternehmen und deren Know how. Diese gehen, meiner Meinung nach, einer einfachen Kosten-Nutzen-Rechnung in Kolumbien nach. Ihr Kalkül: Ein instabiler und schwacher Staat wie Kolumbien ist nicht in der Lage, Umweltstandards, Menschenrechtsgrundsätze und geregelte Förderbedingungen bis ins letzte Detail einzufordern. Hinzu kommt der nach wie vor brüchige Frieden des Landes, mit der Vielzahl bewaffneter Truppen am linken und rechten politischen Spektrum. Ihr Selbsterhaltungstrieb hat diese Gruppen schon länger in die Minengebiete getrieben. Die Kohle- und Goldgewinnung zieht die bewaffneten Akteure magnetisch an. So werden die alten Verteilungskonflikte beschleunigt und neue generiert. Große internationale Rohstoffkonzerne, ehemalige paramilitärische Verbände, Guerillagruppen und das kolumbianische Militär tummeln sich dort, wo es etwas zu holen gibt. Eine gefährliche Mischung mit relativ wenig Gewinnern und äußerst vielen Verlierern. Die Gemeinden, der Staat und die vielen im Bergbausektor tätigen Kolumbianer haben nur einen kurzen Renditevorteil – dieser verblasst so bald die sozialen Folgen und die Umweltschäden in den Abbaugebieten sichtbar werden. Doch einige Initiativen machen Hoffnung auf einen Wandel. Die Kooperative in Pacarni zeigt, dass es auch faire Möglichkeiten der Wertschöpfung gibt; Vertriebene im Cesar beweisen, dass sich ein Bewusstsein für Rechtsstaatlichkeit auch dort entwickelt, wo die Entrechtung seit Jahrzehnten tief verwurzelt ist; und Bürgerinitiativen in Cajamarca machen deutlich, dass Staat und Unternehmen nicht länger Projekte an den Gemeinden vorbei durchpeitschen können. Die Ressourcen an sich sind nicht das Problem des Landes, vielmehr sind es Gier und die Hoffnung auf den ganz schnellen Gewinn, die das natürliche Geschenk des Landes in ein böses Spiel um Geld, Macht und Missachtung vieler fundamentaler Rechte verwandeln.